

1. Jahrgang. • Heft 10. • Januar 1903.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3.—,
Einzeln Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O. S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5696 e.

Aus der Anfangszeit des ober-schlesischen Steinkohlenbergbaues und Johann Christian Ruberg, der ober-schlesische Faust.

Mitgeteilt von

Dr. E. Zivier, Breslau.

Im Oktoberheft dieser Zeitschrift erinnert J. Wahner-Gleiwitz an Johann Christian Ruberg, den Wunster in seinem Buche „Oberschlesien, wie es in der Sagenwelt erscheint“ nicht mit Unrecht zum ober-schlesischen Faust gestempelt und der unzweifelhaft hohe Verdienste um die ober-schlesische Industrie sich erworben hat, die bis jetzt noch nicht genügend gewürdigt worden sind. Gegen Schluß seines Aufsatzes meint Wahner, es wäre interessant, „neue weitere Quellen über diese für die Geschichte der ober-schlesischen Industrie, wie es scheint, nicht unwichtige Persönlichkeit aufzuspüren“ zc. Wahner wirft dann weiter die Frage auf, ob denn das fürstlich Pleß'sche Archiv solcher Spuren ganz entbehre. In einer auf diese Frage bezüglichen Fußnote hat die Redaktion dieser Zeitschrift versprochen, in einem späteren Hefte der aufgeworfenen Frage Berücksichtigung zu schenken, und wird durch die weiteren Mitteilungen dem im Oktober gegebenen Versprechen nunmehr nachgekommen. Das folgende ist Aufzeichnungen entnommen, die etwa aus dem Jahre 1850 stammen, von dem fürstlich Pleß'schen Kammerrat Schäffer herrühren und im fürstlichen

Archiv zu Pleß aufbewahrt werden. Schäffer sammelte Notizen über die Anfänge des Bergbaues und der Industrie in der Standesherrschaft Pleß und wandte sich unter anderem um diesbezügliche Nachrichten an den alten Hütteninspektor Kiß zu Paprotzan, dem das Verdienst zukommt, Ruberg entdeckt zu haben, und dessen Mitteilungen über denselben auch vollständig zuverlässig sind. Um den Eindruck nicht abzuschwächen, gebe ich die Worte des Hütteninspektor Kiß genau so wieder, wie sie vom Kammerrat Schäffer aufgezeichnet worden sind.

Unter der Aufschrift: „Über die Pleßer Hütten- und Bergwerke“ schreibt Schäffer:

„Der alte Hütteninspektor Kiß zu Paprotzan, den ich hierüber um nähere Aufschlüsse ersuchte, hat mir folgendes mitgeteilt. Ich lasse ihn selbst sprechen.

Die Steinkohlengrube Emanuelssegen als die erste in der Herrschaft Pleß wurde im Jahre 1768 erschürft und von dieser Zeit an bergmännisch betrieben. — In den alten Zeiten, unter den regierenden Grafen von Promnitz wurden die Steinkohlen zu keiner Feuerung in der Herrschaft verbraucht, weil teils Überfluß an Holze und keine Unwehr war, teils aus Vorurteil und Unkunde der Feuerarbeiter. Daß der Dampf von Steinkohlen höchst schädlich für die Brust und Gesundheit sei, war fester Glaube bei dem gemeinen Manne. Der Grobschmied, unfundig des Gebrauches der Steinkohlen, verbrannte das Eisen, wenn er solches bis zur Schweißhitze erwärmen sollte, konnte daher auch bei Steinkohlenfeuer keine schneidenden Werkzeuge machen, da er bei diesem Feuer nicht stählen konnte. Fremde Feuerarbeiter kamen in jener Zeit nicht nach Pleß, teils aus Unkunde der polnischen Sprache und wegen der Konföderation in Polen. Auf den Dörfern und in Städten waren Holzkohlen bei dem Überfluß an Holze sehr billig und keiner aus Schlesien brannte vor 1770 Steinkohlen.

Bis 1768 war der wenige Verkauf der Steinkohlen eine Revenue des forst-Amtes. Bloß die Schmiede aus österreichisch Schlesien verbrauchten jährlich einige Fuder Steinkohlen. Hinter dem Zechenhaus in Emanuelssegen, in dem Jagen Kotlisk, Kostuchnaer Revier, ist ein schmaler Schlund, welcher wahrscheinlich durch heftige Platzregen seit undenklichen Zeiten entstanden, und bei dem Durchströmen des Wassers ist das Ausgehende des Steinkohlenflöztes entblößt, so daß solche durch einen Tagelöhner leicht am Hange des Schlundes gebrochen werden konnte. Die Bielitzer Schmiede zahlten in Tichau, wo der Jägermeister von Jawadzki und der forstschreiber wohnten, pro fuhre 10 Sgr. und bekamen dagegen eine Anweisung an den Kostuchnaer Förster, nach deren Abgabe sie ein Fuder Kohlen ausgruben, soviel sie fahren konnten. Anno 1768 bei der Re-

gierung des hochseligen Fürsten Friedrich Erdmann, wurde ein Steiger aus der Grafschaft Stolberg (namens Götz) verschrieben, welcher 1769 anfang, einen Stollen im Streichen des Flözes zu treiben, und durch drei mitgebrachte Bergleute anfang, Steinkohlen zu fördern. Der Verbrauch der Steinkohlen bei Partikuliers wollte aber nicht zunehmen und wurden die meisten Steinkohlen vom Dominio selbst verbraucht, und die Grube bekam den Namen Emanuelssegen. (Nach dem Namen des ältesten Prinzen Emanuel.) In ganz Oberschlesien war Emanuelssegen die einzige bedeutende Steinkohlengrube, da nur noch bloß eine Steinkohlenförderung in Ruda, dem Herrn Stechau gehörig, existierte, welche aber noch weniger Absatz hatte.

Seit 1770 wurde die Steinkohlenfeuerung mehr ausgebeutet und wurden die Brau- und Branntweinbrennereien, das Pottaschfieden, Kalköfen, Ziegeleien, die Leinwandbleiche, auch Stubenfeuerung bei der Hofhaltung und im Schloßgarten eingeführt, alle feuerung mit Steinkohlen zu betreiben. Da der Weg von Emanuelssegen durch die Wälder sehr schlecht war und dadurch die Anfuhr der Kohlen sehr erschwert wurde, so wurde, um die Anfuhr zu erleichtern, gleich hinter dem Dorfe Wyrow auf der sogenannten Parszywa Kempa eine Kohlenförderung für die dortige Pottaschfiederei eingerichtet und hiermit deren Bedarf bestritten. Um der Althammer Kellerei möglichst die Steinkohlen-Anfuhr zu erleichtern und auch den Transport der Steinkohlen bis nach Ratibor an die Oder abzukürzen, habe im Jahre 1771, wo ich im Juni den Betrieb der Grube und Rechnung übernommen, eine neue Kohlenförderung zwischen Jarzyce und Nicolai eingerichtet. Die Grube bekam den Namen Friedrichs Hoffnung. In den Jahren 1771 und 1772 wurden Steinkohlen von hier zu der Zuckersiederei nach Breslau, auch an den Salzfactor Plümcke gegen 3 bis 4000 Scheffel geliefert. Um diese Abnahme möglichst beizubehalten, wurden vom Bergwerke Züge angeschafft und aus Mangel an Fuhren mit Verlust nach Ratibor abgeliefert, da es zu der Zeit noch schwer hielt, den hiesigen Bauer dazu zu verwenden, eine Fuhre außer der Herrschaft anzunehmen, besonders wo sie wußten, daß die Leute deutsch sprachen. Allein schon 1774 hörte die Steinkohlenlieferung nach Breslau auf, da die Steinkohlen aus Niederschlesien in Breslau wohlfeiler zu stehen kamen. Außer dieser Abnahme war bloß der einzige Absatz von dieser Grube die Althammer Kellerei, und da überdem die Erbauung eines Zechenhauses und einer Bergschmiede beträchtliche Kosten verursacht hätte und dagegen der Weg von Emanuelssegen nach Althammer gebessert worden, so wurde der Betrieb der Grube eingestellt und die Althammer Kellerei konnte ihren Kohlenbedarf von Emanuelssegen abholen.

Ein großes Hindernis bei dem Betriebe der Steinkohlengruben in hiesiger Gegend war, daß sich anfangs kein junger Kerl entschließen konnte, Bergmann zu werden. Jeder glaubte, die Dünste in den Gruben oder der Einsturz der Streben würde jeden erdrücken und ersticken. Ich fand bei Übernahme der Grube einige Bergleute aus dem Erzgebirge und Ungarn vor, welches alle lüderliche Leute waren und von anderen Knappschäften weggewiesen waren. Sie machten Schulden, verursachten oft Prügeleien in den Wirtshäusern, borgten und liefen am Ende davon. Durch vieles Zureden, Geschenke und bezahlte Messen an den Geistlichen gelang es mir endlich zwei junge Kerls aus Kostuchna anzuwerben, welche das Herz faßten, in meiner Begleitung und Anwesenheit die erste Schicht zu arbeiten. Da nun diese nachher dreister wurden und zur Überzeugung gelangten, daß bei gehöriger Vorsicht der Bergmann nicht außerordentlicher Gefahr ausgesetzt ist, so bekamen mehrere Lust, Bergleute zu werden, auch trug hierzu besonders bei, daß zu damaligen Zeiten Berg- und Hüttenleute vom Militär frei waren, und so konnte man fremder Bergleute entbehren.

Im Jahre 1789 wurde auch die Feuerung auf Steinkohlen bei der Suffezer Kellerei eingerichtet; es wurde daher ein Steinkohlenslöß über dem Dorfe Nieder-Lazisk erschürft und bekam die Grube den Namen Heinrichsglück. Diese Grube war die nächste von Suffez, Nicolai und Wyrow, daher auch hier bedeutender Absatz ins Teschnische eintrat. Es wurde hier ein Zechenhaus, Schmiede, Stall und Steigerwohnung erbaut, und werden jetzt die meisten herrschaftlichen Branchen von hier aus mit Steinkohlen versehen. Bei der Wessollaer Glasfabrik wurde das Holz, welches in Glasöfen verbraucht wurde, vorher bei Steinkohlenfeuer gedörret. Diese Kohlen, welche, wenn die Glasöfen in stetem Betriebe waren, etwa 3 bis 400 Scheffel betrugten, wurden durch Bergleute von Emanuelsfegen hinter dem Wirtshause auf der Glashütte unter einem Abhange gebrochen und der Glashütte übergeben.

Im Herbst machte ich eine Reise nach Wernigerode, wo ich einen jungen Mann, Namens Ruberg, anwarb, welcher auch im Januar 1780 seinen Dienst als Steiger in Emanuelsfegen antrat, 1782 aber von dem hochseligen fürsten Friedrich Erdmann nach Wessolla als Betriebsfaktor und Rendant bei der Glashütte angefetzt wurde. Da der Faktor Ruberg vom Oberberghauptmann Graf Reden ins Hannoversche, Hessische und nach Böhmen auf die Glashütten geschickt wurde, um besonders den Betrieb und die Konstruktion der Glasöfen bei Steinkohlenfeuer zu erlernen, und auch bei seiner Zurückkunft 1786 die Wessollaer Glashütte auf Steinkohlen einrichtete, so übertrug der fürst ihm auch den Betrieb der Steinkohlenförderung bei Wessolla und bekam die Förderung den Namen

Rubergs-Grube. Bis 1800 wurde diese Grube unter Aufsicht des Faktors Ruberg betrieben, 1801 aber wurde sie wieder unter meine Aufsicht gestellt. Ich mußte einen neuen Bau gegen die Slupner Grenze auf Wessollaer Bauern Grunde anlegen, um den großen Kohlenbedarf zur Wessollaer Zinkhütte fördern zu können. Da im Jahre 1802 die Zinkfabrikation aus Ofenbruch bereits immer stärker betrieben wurde, welche Ruberg erfunden hatte, und ein Ofen mit vier Muffeln im Gange war, zu dem bald noch mehrere kamen, so konnte die Ruberg-Grube nicht soviel Kohlen fördern, und es mußte das fehlende aus Emanuelssegen angefahren werden. Um diese bedeutende Ausgabe für Fuhrlohn von Emanuelssegen möglichst zu ersparen, wurde auf des Schulzen Pietyra von Lawek Wiese ein Stollen angelegt (1809), wodurch das Kohlenflöz hinter dem Glasmagazin von Wasser freigemacht wurde und diese neue Förderung hieß Louis Ehre. Anno 1810 war der Stollen ans flöz gekommen und wurden die ersten Kohlen gefördert und 1811 von dieser Förderung zur Zinkfabrikation 7000 Scheffel Kohlen geliefert. Seit dieser Zeit bis zu meiner Pensionierung 1811 ist die Grube im Betriebe geblieben.

Zum Schluß bemerke noch, daß die Plesner Steinkohlen zu jeder Feuerung gebraucht werden können, nur nicht abgeschwefelte Kohle als bei dem Betrieb den Hohenöfen zu Roheisen und Gußwerk zu schmelzen, welche Überzeugung ich durch gemachte Proben auf der Gleiwitzer Eisengießerei gewonnen. Durch das Abschwefeln der Steinkohlen soll die Kohle den Schwefel, welcher das Eisen verdirbt, verlieren, dagegen aber recht viel Erdpech und Brennstoff behalten und bei dem Abschwefeln in feste Stücke zusammenbacken, daß solche in Hohenöfen das Eisenerz zum Fluß bringen kann, so daß es, wo es gebraucht wird, in jede Form gegossen werden kann. Die hiesigen Kohlen, welche bis jetzt gefördert worden, zerfallen beim Abschwefeln, haben mehr Schwefel als Brennstoff und bilden nach dem Abschwefeln nur eine tote Schlacke. Es sind aber noch verschiedene mächtige flöze unter den jetzigen, welche abgebaut worden, belegen, welche gewiß kompakt und die besten Kohlen liefern werden, können aber ohne Feuermaschinen vom Wasser nicht befreit werden und bleiben den Nachkommen aufgespart.

Über den verstorbenen oben erwähnten Faktor Ruberg bemerke ich nachträglich noch folgendes: Dieser Mann verdient von Oberschlesien und Polen ein Denkmal zur Anerkennung seiner Verdienste. Ihm ist es allein zu danken, daß durch seine Erfindung so viele bedeutend reich geworden, einige Menschen bei den Zinkhütten ihren größten Verdienst haben, und bei den bedrängten Zeiten eine große Summe Geld in Oberschlesien und besonders im Plesser, Beuthener und

Gleiwitzer Kreise im Umlauf ist. Ich glaube daher auch nichts überflüssiges zu thun, wenn ich in gedrängter Kürze seinen Lebenslauf mittheile. Im Jahre 1779 reiste ich nach Wernigerode, um meinen alten Vater noch einmal zu sehen, und bekam vom hochseligen Fürsten den Auftrag, einen Steiger zu der Grube Emanuelssegen zu engagieren. In Ilfenburg, einem zur Grafschaft Wernigerode gehörigen Flecken, wo Eisenhütten und Drahtwerke sind, lernte ich den Ruberg kennen. Sein Vater war Besitzer einer Mühle, schickte den Sohn auf die Universität, um Theologie zu studieren. Er kam nach 1½ Jahren nach Hause und fand einen Goldmacher, der sich Herr von Bergen nannte, welcher die Kunst verstehen wollte, Kupfer und Blei mit einem Zusatz von Pulver in Gold zu verwandeln, und in einem Laboratorium fleißig arbeitete. Ruberg fand Geschmack an der Probierkunst und untersuchte viele Mineralien und Steine, und da der Herr von Bergen seine Betrügereien nicht länger verbergen konnte und dem alten Ruberg Gold und Silber abgenommen hat, entfernte sich der Goldmacher heimlich. Da der Vater den Sohn aus Mangel an Mitteln nicht weiter auf der Universität erhalten konnte, so blieb der Sohn zu Hause und widmete sich ganz der Chemie und der Probierkunst, und da diese Beschäftigung kein Broterwerb war, so nahm der junge Ruberg meine Werbung an und kam anfangs Januar 1780 nach Pless. Er blieb einige Wochen in Paprotzan und probierte auch die hiesigen Mineralien. Unter anderen Proben wurde ein Pfund Kupfer genommen und mit ein Pfund gestoßenen galmeischen Ofenbruch gemengt, mit Kohlenstaub bedeckt und eine Stunde lang im Feuer geschmolzen. Das Resultat war 2 Pfund reiner Messing. Dieser Beweis, daß der Ofenbruch, welcher sich vom Eisenerze aus Rudinifer und aus den Tarnowitzer Eisenerzgruben im Hohenofen verblasen wird, in dem Hohenofenschacht ansetzt, in der Höhe, wie die Gichte heruntergeschmolzen sind, viel Galmei enthält, trieb den Ruberg an, da er 1782 von Emanuelssegen nach Wessolla als Glashüttenfaktor versetzt wurde, diese Versuche fortzusetzen und aus dem Ofenbruche Zink zu scheiden, welches ihm auch gelang, worauf er einen Ofen konstruirte, worin die Schmelzung mit vier Muffeln betrieben wurde. Wäre nur der Departements-Chef (Kammerrat Bahn) nicht so hitzig gewesen, wodurch es bekannt wurde, wozu der Ofenbruch gebraucht wird, so hätten wir dies Material äußerst wohlfeil erhalten können. Der Hammerschreiber Bartels hatte den Auftrag, den Ofenbruch von den Hütten zu erkaufen, welcher damals gar keinen Wert hatte und zur Reparatur des Weges gebraucht wurde. Bartels kaufte auch fleißig und bezahlte den Centner mit 2 und 4 Sgr., so daß der Ofenbruch in Wessolla pro Centner 8—12 Sgr. in Wessolla kostete. Herr Bahn aber wollte aufs Geschwindeste alles aufkaufen, nahm Juden als Lieferanten an, welche hohe

Preise machten, da die Hüttenbesitzer darauf aufmerksam gemacht wurden, wodurch der Ofenbruch zuletzt auf 4 Sgr. pro Centner zu stehen kam. Der Glasmeister Hillgert, welchen Ruberg angelernt hatte, ernannte Bahn zum Zinkmeister, dieser koojonierte die Arbeiter, welche der Schmelzung und des Ofenbaues kundig waren, diese gingen aus der Arbeit und legten in Chorzow Zinkhütten an. Ruberg wurde zurückgesetzt, Bahn wurde sein Feind, sodann als Kammerassessor nach Plesß versetzt, bekam er später Pension. Er ging nach Lawek, gewöhnte sich den Trunk an und starb daselbst (den 5. September 1807). Er liegt auf dem Kirchhof in Anhalt begraben. — So lebte und endete ein verdienstvoller Mann ruhelos und unbelobt, der Ehre und Auszeichnungen verdient hätte; denn Oberschlesien verdankt ihm einen großen Teil des Wohlstandes — Tausende von Menschen leben von seiner Erfindung, die manche zum Millionär gemacht hat. Die Nachwelt ist ihm, solange eine Galmeigrube ausgebeutet und noch eine Zinkhütte im Betriebe ist, verschuldet.“

Die Wappen der oberschlesischen Städte.

Von

Dr. Paul Knötel, Tarnowitz O.-S.

Mit 4 Abbildungen.¹⁾

Was Bureaukratie ist, weiß jeder, und jeder, darunter vielleicht sogar der eingefleischteste Bureaukrat, hat mehr als einmal schon in seinem beschränkten Unterthanenverstande über sie räsonniert. Jedenfalls erscheint sie uns als das Gegenteil dessen, was wir beim Worte Kunst empfinden. Überall in Gerichtsgebäuden und Rathhäusern, in Schulen, Waisen- und Krankenhäusern hatte Frau Bureaukratie einst ihr Heim aufgeschlagen. Öde, Langweiligkeit, dürrstes Nützlichkeitsprinzip waren vor noch nicht allzulanger Zeit untrennbar mit jenen Baulichkeiten und ihren Räumen verknüpft. Endlich haben wir, was unsere Vorfäter vor Jahrhunderten schon wußten, wiedererkannt, daß die Kunst kein Luxus ist, daß auch sie vielmehr zu den Lebensbedürfnissen gehört. Öde genug sieht es ja noch meist in den Bureaus aus, von denen die erwähnte Dame ihren Namen erhalten hat. Aber sonst ist doch vieles, vieles besser geworden. Vor allem hält Frau Kunst, die edle Herrin, triumphierend ihren Einzug in die Schulen. Nur da und

¹⁾ Die Abbildungen sind entnommen meinem kleinen Werk: Bürgerliche Heraldik, 2. Auflage, Tarnowitz, A. Kothe 1902.

dort zuckt noch einer von der alten Schule, dem der Jopf lang nach hinten hängt, verzweifelt die Achseln darüber, daß der bunte Wandschmuck des Schulzimmers die kleinen Abschlüssen oder die forschen Herren Sekundaner ablenke und unaufmerksam mache. Der das schreibt, ist selbst ein Schulmeister, er freut sich immer, wenn er wieder neue Bilder an die leeren Wände hängen kann, und er gönnt es seinen lieben Jungen gern, wenn sie zur Erholung dann und wann ihre Blicke darauf richten. Der alte Cäsar wird sich deswegen noch lange nicht im Grabe umdrehen, und keiner wird deswegen sein Abiturientenexamen um ein halbes Jahr verspäten.

Doch genug davon. Ich will ja hier keine pädagogische Abhandlung schreiben. Und was soll das alles in einem Aufsätze über Städtewappen, so wird der und jener Leser fragen. Nun wohl; empfangen wir nicht alle, öfter oder seltener, eigenartig gefaltete Schreiben, denen wir die Entstehung in einer städtischen oder staatlichen Kanzlei sofort ansehen? Meist öffnen wir sie achtlos, bisweilen aber gleitet unser Blick auf den amtlichen Stempel, der sich dann im Innern vielleicht noch einmal wiederholt. Gewöhnlich betrachten wir nur die Auf- oder Umschrift, um zu sehen, welche Behörde da wieder etwas von uns verlangt. Manchmal aber wird unser Auge unwillkürlich durch das Bild des Stempels gefesselt werden, ein Kunstwerk im kleinen liegt vor uns. Doch das ist eine Ausnahme; oft genug erscheint das, was wir da erblicken, mehr wie eine Karrikatur. Mit besonderem Wohlgefallen betrachte ich noch bisweilen das herrliche (!) Adlerbild auf dem Stempel meiner Gymnasialzeugnisse. Ich weiß, was man mir auf diese Ausführungen erwidern wird: Es hat doch gar keinen Zweck, den Stempel, das Siegel zu einem Kunstwerke zu gestalten, die meisten sehens ja doch nicht an; wenn es nur den Zweck erfüllt, den urkundlichen Charakter des Schriftstückes zu kennzeichnen. Zugegeben! Aber ein völlig schmuckloser Rathausbau, eine nüchterne Schulkaserne erfüllen ihren Zweck zunächst ja auch. Wozu da der Schmuck innen und außen!?

Sehen bildet. Und wenn von Hunderten oder auch Tausenden ein paar sich des Künstlerischen freuen, wenn sie ihr Auge daran schärfen, so mag schon das genügen. Wir wollen uns doch nicht von den in geistiger Kultur so weit zurückstehenden Vorfahren beschämen lassen, die künstlerischen Schmuck oft an unscheinbarem Gerät, an ziemlich versteckter Stelle ihrer Bauten anbrachten — und sich dessen freuten. Der europäische Kultur-mensch, vor allem natürlich der Deutsche, war seit dem Klassizismus von der Wende des 18. Jahrhunderts zu hoch in das Wolkenreich absoluter Kunst hineingeraten, um nicht mit Verachtung herabzublicken auf das verächtliche, banausische Handwerk. Was hatte das mit der Kunst zu thun?! Sehr,

sehr viel! Das sagen uns heut wieder Männer von Fach, Künstler selbst, die Entwürfe für den Töpfer und Glaser, den Möbeltischler und Tapetenfabrikanten anfertigen, die selbst wieder in der Werkstatt stehen und mit eigener Hand Schmuck für das tägliche Leben formen. Sollte es da so thöricht sein zu verlangen, daß auch Siegel und Stempel kleine Kunstwerke seien?

Aber noch ein anderer Grund war vorhanden, warum unsere Voreltern auch sie künstlerisch gestalteten, warum ferner die städtischen Behörden das Stadtwappen auch an den städtischen Gebäuden in prächtiger Ausführung oft mehr als einmal anbrachten. War das Wappen doch das Symbol der Stadt, auf das der angesehene Bürger ebenso stolz war, wie der Soldat auf seine Fahne. Man durchwandte die Straßen des alten, herrlichen Nürnberg, wie oft grüßen uns da der Jungfrauenadler und der kaiserliche Doppeladler, das Symbol der freien Reichsstadt, von den Häusern herab in kunstvoller Steinmetzarbeit. Oder man umwandte, um in Schlessien zu bleiben, das ehrwürdige Breslauer Rathaus, wie oft erblicken wir da zwischen anderem Zierwerk den böhmischen Löwen, die Häupter der beiden Johannes, den schlesischen Adler, die dann das große Wappen des 16. Jahrhunderts alle in sich vereinigt hat.

Finden wir ähnliche Beispiele auch in unserem Oberschlessien, und wenn es nicht der Fall ist, warum dann nicht? Das zu beantworten ist Sache des Historikers. Ich darf die oberschlesischen Stadtwappen nicht einfach beschreiben, wenn ich mit diesem Aufsätze klärend auf manche falsche oder schiefe Auffassung einwirken will, es heißt hier vielmehr geschichtlich zu entwickeln, wie sie geworden und warum sie so geworden sind. Ihre Beschreibung im zweiten Teil dieser Arbeit wird erst aus dem Nachstehenden verständlich. Vielleicht daß dann mancher, der bisher dieser Sache gleichgiltig gegenüberstand, doch etwas anders darüber denken wird.

Ich kann mich in diesem Aufsätze auf eine größere Anzahl von Werken und Abhandlungen stützen, als man annehmen sollte. Je schwerer das Zusammenbringen des Stoffes war, um so mehr Dank gebührt den beiden Männern, die die zwei Hauptwerke über schlesische Städtewappen geschrieben haben. Im Jahre 1870 erschien in Kommission bei Goerlich & Coeh in Breslau das Wappenbuch der schlesischen Städte und Städtel vom Freiherrn Hugo Saurma v. u. z. d. Jeltsch. Das alphabetisch angelegte Werk giebt außer der Beschreibung der Siegel und Wappen eine kurze Geschichte jedes Ortes in Bezug auf die Grundherren und ist schon deswegen von Bedeutung. Überholt worden ist es gerade in Bezug auf das Heraldische und Sphragistische durch das 2. Heft des im Erscheinen begriffenen großen Werkes über die deutschen Städtewappen von Otto Hupp, dessen Namen dem größeren

Publikum durch die schon seit Jahren von ihm gezeichneten Münchener Wappenkalender bekannt ist.¹⁾ Einen prächtigen Schmuck besitzt das Wappenbuch in den in Farbendruck ausgeführten Wappen, die die charakteristische Art und Weise des Verfassers so recht erkennen lassen. Mit Bienenfleiß ist der Stoff zusammengetragen; geradezu mustergiltig ist das Werk aber durch die Behandlung der Siegelgeschichte jedes Ortes und die Beschreibung der Siegelbilder. Ein drittes Buch nenne ich nur, um davor zu warnen. Es ist der Band des großen Siebmacherschen Wappenbuches, der die deutschen Städtewappen behandelt. (Bearb. von Hefner, Gautsch und Clerikus, Nürnberg 1885.) Der Teil, der die schlesischen Städtewappen enthält, folgt nach Hupps Worten „dem voranschreitenden Saurmaschen Werke wie ein Schatten auf unebenem Boden.“²⁾ Das ist und soll keine Schmeichelei sein.

Im Jahre 1894 habe ich als Programmbeilage des Tarnowitzer Realgymnasiums eine Abhandlung speciell über die Städtewappen Oberschlesiens geschrieben. Ich habe darin die einzelnen Wappen nach ihren Bildern in Kategorien geteilt und so aufgeführt. Wissenschaftlich Neues bringe ich darin nicht; als Unterlage diente das Buch v. Saurmas, der mir in liebenswürdigster Weise die Klischees seines Werkes überlassen hatte. Heut bin ich über manches dort Geschriebene anderer Ansicht. Von Sonderarbeiten auf dem Gebiete der städtischen Heraldik besitzt Oberschlesien nur eine einzige, eine Abhandlung über die Siegel der Stadt Neisse in dem 20. Jahresbericht der Neisser Philomatie von Dr. J. W. Schulte (jetzt Direktor des Kgl. Gymnasiums in Glatz).

Es ist hier nicht der Ort, über den Unterschied adliger und städtischer Wappen zu handeln. Nur das sei angeführt, daß ihr Ursprung ein verschiedener ist. Jene gehen auf den ritterlichen Kampfschild zurück, diese auf die städtischen Siegel. Daher spielt die Siegelkunde für den städtischen Heraldiker eine, ja man muß wohl sagen, die Hauptrolle. Ein Siegel, um die Urkunden zu beglaubigen, brauchte jede Stadt, ein Wappen aber hat sich, wie wir sehen werden, durchaus nicht immer daraus entwickelt, und so kann man noch heute manche Stadt als wappenlos bezeichnen. Es entspricht ganz dem Geiste des Mittelalters, daß man nicht einfache Schriftsiegel herstellte, vielmehr Bilder hineinsetzte. Es ist zunächst die naive Freude am Bilde, dazu kommt aber noch ein anderer Umstand. Gerade in den städtischen Siegeln sind die Bilder meist nicht willkürlich gewählt, sondern sie haben eine tiefere Bedeutung, die schließlich auch den des Lesens Unkundigen

¹⁾ O. Hupp, die Wappen und Siegel der deutschen Städte, Flecken und Dörfer. 2. Heft: Pommern, Posen und Schlesien. Frankfurt a. M., G. Keller 1898.

²⁾ Hupp a. a. O., S. 6.

sie bis zu einem gewissen Grade erkennen läßt. Dasselbe thut ja z. B. das Bild des Landesherrn oder das Staatswappen auf der Münze. Durch das Siegel erhielt die Urkunde erst ihren urkundlichen Charakter — daher kam es häufig genug vor, daß ein verloren gegangenes durch eine Fälschung ersetzt wurde. Man wird sich daher nicht wundern, wenn auf die Herstellung auch des Siegelstempels großes Gewicht gelegt, er als ein Kunstwerk im Kleinen angefertigt wurde. Hupp weist mit Recht darauf hin, daß häufig die Stadtiegel, die am besten datierten und die unberührtesten Kunstwerke einer Stadt seien, und bedauert es, daß sie bisher in die Kunstinventarien noch nicht aufgenommen sind.¹⁾

Selbstverständlich spielt der allgemeine Kulturstand hierbei eine große Rolle. Und aus dieser Erwägung heraus werden wir uns schon an sich denken können, daß unser Oberschlesien im allgemeinen nicht allzu großartige Kunstwerke (spragistischer Kunst) aufzuweisen haben dürfte. Das Siegelwesen steht nämlich vollständig in Parallele zu der übrigen Kunst und ihren Schöpfungen, den Kirchen, Rathausbauten u.

Demgemäß verfügt die Stadt Neisse, wie sie in künstlerischer Hinsicht alle übrigen Städte quantitativ und qualitativ überragt, auch über das reichste Siegelwesen. Wenn Hupps Vermutung richtig ist, besitzt die alte Bischofsstadt in dem bei v. Saurma Tafel VII Nr. 86 abgebildeten Siegel sogar ein Werk italienischer Herkunft.²⁾ Immerhin kann sich manches mittelalterliche Siegel einer oberschlesischen Kleinstadt ganz gut mit vielen anderen von Orten des fortgeschritteneren mittleren oder westlichen Deutschland messen. Mit dem wirtschaftlichen Verfall, dem stetigen Zurückgehen des Deutschtums und seiner Kultur kam auch das städtische Siegelwesen hier immer mehr auf den Hund, es trat vollständige Verständnislosigkeit für seine Bedeutung ein. Die Bureaucratie der neueren Zeit hat natürlich daran auch ihr reiches Teil. Wenn bis in unsere Tage das Vorwiegen materieller Kulturbestrebungen der Kunst in unserem Gebiete nicht gerade hold gewesen ist, so mag man daraus schließen, daß für unsere Sache erst recht kein Verständnis und Interesse vorhanden war. Als ehrende Ausnahme will ich anführen, daß der Magistrat von Nicolai schon vor einem Menschenalter nach einem damals aufgefundenen mittelalterlichen Siegelstempel einen neuen in getreuer Nachbildung anfertigen ließ und das künstlerisch und geschichtlich wertlose, das er bis dahin gebraucht hatte, verabschiedete.

Gehen wir nun zu den Siegelbildern über. Als solche sind die Darstellungen der Siegel zu bezeichnen, nicht als Wappen. Die meisten von

¹⁾ a. a. O. S. 1.

²⁾ a. a. O. S. 100.

ihnen sind auch gar nicht in Schildformen eingeschlossen. Sehr vielen geht ferner die Einfachheit der älteren Geschlechtswappen ab.

In, man kann wohl sagen, auf zahllosen städtischen Siegeln sehen wir eine mit Türmen besetzte Mauer vor uns. In Oberschlesien führen dieses Mauerbild heut noch 11 Städte im Wappen. Wir finden es aber auch in den ältesten Neisser Siegeln. Bei der Beschreibung der einzelnen Stadtwappen wird man verschiedene Varianten finden. Die Wahl dieses Bildes erklärt sich von selbst. Bildete doch die Ummauerung das charakteristischste äußere Merkmal der Stadt, wengleich es auch schon im Mittelalter mauerlose Städte, z. B. in Holland, gab.

Andere Siegelbilder weisen auf die Hauptberufsthätigkeit der Bewohner hin, so z. B. die von Beuthen und Tarnowitz auf den Bergbau. Sehr gebräuchlich sind auch Bilder von Heiligen oder deren Attribute. Vorwiegend wird natürlich der Patron der einzigen Pfarrkirche gewählt. Doch findet sich auch häufig genug der einer Kollegiat- oder bischöflichen Kirche. So ist das halbe Kreuz des Oppelner Wappens, das schon im 15. Jahrhundert auf Siegeln erscheint, von der Kollegiatkirche zum hl. Kreuz herübergenommen. Allerdings wurde diese schon 1295 an Stelle von St. Adalbert Pfarrkirche.¹⁾ Doch sei bald bemerkt, daß nicht jede Heiligengestalt oder deren Attribut auf eine Kirche des Ortes hinweist. Manchmal vertritt sie den geistlichen Landes- oder Grundherrn, dem die Stadt gehörte, und stellt demnach den Patron der betreffenden Stiftskirche dar. Das ist z. B. bei Neisse der Fall. Den geistlichen Grund- oder Landesherren können aber auch dessen Attribute, Inful, Stab, vertreten.

Da der weltliche Besitzer einer Stadt wappenfähig war, so wird das Unterthänigkeitsverhältnis im Stadtsiegel sehr oft durch sein Wappen bezeichnet. In Oberschlesien ist die slavische Heraldik bei Erklärung der Siegelbilder stark heranzuziehen. Das Eigentümliche an ihr ist, daß zahlreiche Familien ganz verschiedenen Namens und Ursprungs sich desselben Wappens bedienten und so eine Wappengenossenschaft, herb (vom deutschen Erbe), bildeten. Im einzelnen finden sich allerdings kleine Unterschiede in Bild und Farbe. Da aber ferner der Bilderkreis ein sehr beschränkter war, so entstand, wie Hefner (Wappenbuch des galizischen Adels, München 1865) bemerkt, eine verwickelte Einfachheit. Gerade bei der Deutung dieser grundherrlichen Wappen bleibt daher manches dunkel.

Beim Durchblättern städtischer Wappenbücher oder Sammlungen fällt uns die häufige Wiederkehr derselben Figuren in bestimmten Gebieten sofort auf, so z. B. der Löwe in der Grafschaft Glatz, der Greif in Pommern,

¹⁾ Neuling, Schlesiens Kirchenorte und ihre kirchlichen Stiftungen, S. 218.

der Stierkopf in Mecklenburg. Das sind die Wappen der betreffenden Fürsten, die natürlich auch Grundherren mancher Städte waren. In Schlesien finden wir immer und immer wieder den Adler und zwar in Niederschlesien (dazu gehörte auch der bischöfliche Besitz Neisse-Grottkau) schwarz in Gold mit silberner Sichel auf der Brust, golden in Blau in Oberschlesien. Mit Sicherheit darf in 13 Städtewappen unseres Regierungsbezirks der darin vorkommende Adler als der oberschlesische bezeichnet werden, wenn er jetzt z. T. auch anders gefärbt ist; wahrscheinlich haben wir ihn aber auch in den Wappen von Ratibor, Neustadt, Krappitz und Pleß ursprünglich als diesen anzusprechen.

Das Nähere findet sich bei den einzelnen Wappenbeschreibungen. Endlich muß erwähnt werden, daß auch die städtische Heraldik die sogenannten redenden Wappen kennt, eine Art Rebus, der durch das Bild den Namen mehr oder weniger genau erraten läßt. Wie bei Rybnik, das einen Fisch (ryba) im Wappen führt, ist naturgemäß in unserem Gebiete häufig das Polnische zur Erklärung heranzuziehen. Andere Siegel- oder Wappenbilder verdanken der deutschen Umdeutung des polnischen Ortsnamens ihre Entstehung, so z. B. das Rad von Ratibor.

Ich habe im Vorgehenden neben Siegel und Siegelbildern die Worte Wappen und Wappenbilder gebraucht; ich muß aber hier doch noch einmal hervorheben, daß ich von den ersteren ausgegangen war und auch darauf hingewiesen hatte, daß zunächst von städtischen Wappen nicht die Rede sein kann. Bei den Stadtiegeln hätte ich eigentlich die Unterschiede zwischen denen der Ratmannen, der Schöffen, den Sekretären u. berühren müssen; so wichtig aber das an sich sein mag, so wenig hat es für die Frage der Wahl der Siegelbilder Bedeutung.

Wichtiger ist die Beantwortung der Frage, wann und wie wurden die Siegelbilder zu Wappen? Kurz gesagt, indem sie zu anderen Zwecken gebraucht wurden. Für denjenigen, der sich mit städtischer Heraldik beschäftigt, ist ihre Verwendung durch die Münzmeister auf den in einzelnen Städten geschlagenen Münzen von Wichtigkeit, für die Umwandlung der Siegelbilder in Wappen ist sie jedoch belanglos. Für den Fall, daß sich einer der Leser dieses Aufsatzes gerade dafür interessieren sollte, verweise ich auf den 2. Band von Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter von F. Friedensburg (Codex diplomaticus Silesiae 13. Bd.), im besonderen auf die Münzgeschichte der oberschlesischen Fürstentümer von Seite 291 an und des Bistumslandes Seite 271 ff.

Besonders wichtig erscheint es, daß man beim Bau monumentaler Rathäuser und anderer städtischer Gebäude diese als städtische durch irgend ein Zeichen kenntlich machen wollte. Da ergab es sich in den meisten

fällen von selbst, daß man das Siegelbild dazu wählte und dieses in ein Schild einschloß, wenn sich auch andere Umrahmungen finden. Ältere Kenner von Breslau werden sich vielleicht noch erinnern, daß der Kopf Johannes des Täufers auf der Schüssel sich früher noch recht zahlreich an manchen Bauten befand. Durch die Kreisform ergab sich hier die Kreisumrahmung an Stelle der des Schildes von selbst.

Den Fremden, der eine Stadt betrat, grüßte sehr häufig das Symbol der Stadt im Wappenschilde von Thortürmen und Thorhäusern herab. Ebenso machte es in den Pfarrkirchen das Gestühl des Rates und von der Stadt gestiftete Ausstattungsgegenstände kenntlich. Es zierte die kostbaren Gefäße und Geräte des städtischen Silberschatzes, die Kleinodien der Innungen und Schützengesellschaften; die Innungen führten es neben ihren eigentümlichen Wappen und Emblemen auf Fahnen und Läden, die Söldner auf ihren Schilden. Selbstverständlich fehlte es nicht an Ehrenpforten und anderen festlichen Zurüstungen. Die Blütezeit dieser Verwendungen, d. h. kurz gesagt der städtischen Heraldik, fällt in das 15. und 16. Jahrhundert, die Zeit der Spätgotik und Renaissance, die gerade einer ansprechenden Stilisierung sehr günstig war.

Für die meisten dieser Zwecke mußte das Stadtsymbol, wie wir noch unbestimmt das Wappen nennen wollen, farbig dargestellt werden. Die Farbenwahl war beliebig und wurde meist nur dadurch eingeschränkt, daß die landes- oder grundherrlichen Wappen, die sich vielleicht im Siegel fanden, schon ihre Farben hatten. Naturgemäß war es, daß man z. B. das Mauerbild in vielen Fällen rot färbte, Tieren ihren natürlichen Farben sich annähernde heraldische gab, z. B. dem Löwen die gelbe, dem Bären die schwarze Farbe. Doch finden sich selbstverständlich zahlreiche Ausnahmen.

Die von mir skizzierte verschiedenartige Verwendung der Wappen setzt ein selbstbewußtes Bürgertum, eine gewisse höhere Kultur als Unterlage voraus, so vor allem künstlerisch geschmückte Rathäuser, über den bloßen Bedürfnisbau hinausgehende Thorbauten, vor allem auch eine entwickeltere Kunstübung in der Stadt selbst. Man wird daraus einen Rückschluß auf die Ausbildung der städtischen Heraldik in unserem Oberschlesien machen müssen. Für eine Stadt trifft das eben Gesagte in reichstem Maße zu, das ist Weisse. Ein Gang durch diesen Ort zeigt uns noch heute, wo doch so viel vom mittelalterlichen Weisse und dem der Renaissance verschwunden ist, wie hochentwickelt die Stadt in dieser Beziehung war; ich nenne nur die mächtige Jakobuspfarrkirche, die durch ihre Wiederherstellung leider so viel von ihrem geschichtlichen Charakter verloren hat, das Kämmereigebäude, den eisernen Brunnen und manches Bürgerhaus. Auch die Städte auf dem linken Oderufer weisen z. T. eine höhere Entwicklung auf. Wo aber

bleibt diese auf der anderen Seite des Flusses, vor allem im eigentlichen Industriebezirk? Wo sind oder waren hier monumentale Rathäuser? Wo war hier Gelegenheit gegeben, das Siegelbild in künstlerischer Weise zum Wappen auszugestalten? Hier blieb eben in vielen Fällen das Wappen gleichsam im Siegel stecken, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, ohne mißverstanden zu werden. Daraus erklärt sich vor allem die Ungewißheit über die Farbengebung, die bei Beschreibung der Wappen manchem Leser auffallen wird. Sie ist kulturgeschichtlich bedingt. Sollte das Wappen etwa auf einem Schilde am Rathause oder einer Schützenscheibe dargestellt werden, so bekam diese Arbeit wohl ein Malermeister am Orte, der in 9 von 10 Fällen beliebige, ihm schön dünkende Farben wählte. Und diese wurden dann vielleicht später als authentisch angesehen! Das ist ein wahres Kreuz für den Heraldiker. Er sagt sich meinetwegen: der Adler in diesem Wappen ist der oberschlesische, er muß also golden in Blau sein, aber thatsächlich färbt man ihn am Orte anders. Was soll er thun? v. Saurma und Hupp verfahren da z. T. verschieden. Der erstere läßt z. B. bei Lublinitz die falsche Farbengebung stehen, obwohl er sie selbstverständlich als solche kennt. Hupp aber kann das doch nicht über sein fachmännisches Herz bringen und giebt ihm die geschichtlich richtige Farbe.

Aus seinen Wappenbeschreibungen kann ich nicht überall ersehen, in wie weit er sich im einzelnen auf Angaben der städtischen Behörden stützt oder aber selbständig die wahrscheinlichsten Farben festsetzt. Er weicht in manchen Punkten darin von v. Saurma ab. Naturgemäß stützen sich die meisten unserer derartigen Werke über Städtewappen ganz vorwiegend auf die Siegel des betreffenden Ortes und amtliche Angaben der Behörden, die eben auch trotz ihres amtlichen Charakters falsch sein können. Unberücksichtigt bleiben infolgedessen meist die gemalten, geschnitzten oder skulpierten Wappendarstellungen, die sich doch auch bei uns hier und da, zumal in Kirchen, finden. Auch diese aber, die vorwiegend bunt sind, sollten in Betracht gezogen werden. Da sie aber in der örtlichen Litteratur, ferner auch in den Kunstinventarien gar nicht oder in diesen nur in kunstgeschichtlicher Beziehung angeführt und beschrieben werden, so müßten eben die Orte von dem heraldischen Forscher immer selbst besucht werden. Daß das nur in einzelnen Fällen angeht, bedarf nicht erst der Auseinandersetzung.

Festgelegt sind bei uns wie überall die Farben der meisten Städtewappen entweder durch die Überlieferung oder durch Wappenbriefe. Doch schützt auch das nicht vor falscher Farbengebung. Ich will nur ein Beispiel aus meinem jetzigen Wohnorte Tarnowitz anführen. Außer der Wappenskulptur am neuen Rathause, die farblos ist, findet sich das Wappen in bunter Ausführung noch dreimal: auf dem Schilde, das früher

am alten Rathause hing, und auf dem am Schützenhause, beides rohe Handwerksarbeiten des 19. Jahrhunderts, jenes in den Farben richtig, dieses z. T. falsch, endlich am Männerchor der katholischen Kirche ein hübsch geschmücktes Wappen des 18. Jahrhunderts, in dem alle Felder golden sind. Und doch besitzt die Stadt ihren Wappenbrief mit genauer Angabe der Farben!

Ich muß noch einen Augenblick bei den Wappenverleihungen stehen bleiben. Ihre Zahl ist hier wie überall verhältnismäßig gering. Von den 47 in diesem Aufsatz behandelten Städten führen nachweislich nur 8 ihre Wappen kraft fürstlicher Verleihung. Es sind Beneschau 1495, Georgenberg 1561, Tarnowitz 1562, Jülz 1564, Neustadt 1607, Gleiwitz 1629, es kommt dann eine Lücke von fast einem Viertel Jahrtausend, Kattowitz 1867, Königshütte 1869. Die meisten Verleihungen gehören also dem 16. Jahrhundert an und stehen im engen Zusammenhange mit dem wirtschaftlichen Aufschwung jener Zeit. Mit dem durch Gegenreformation und dreißigjährigen Krieg bedingten Niedergange hören auch die Wappenverleihungen auf, da ein selbstbewußtes Bürgertum fehlte oder aus den städtischen Verwaltungen verdrängt wurde.

Die preußische Besitzergreifung von 1740, die Städteordnung von 1808, vor allem die ungeahnte Entwicklung von Bergbau und Industrie haben inzwischen wieder ein thatkräftiges deutsches Bürgertum geschaffen. Wir kommen jetzt auch hier nach einer Zeit vorwiegend materieller Kultur wieder zur Schätzung ideeller Güter, wie z. B. die Volksbibliotheksbewegung zeigen mag. Gleiwitz plant einen Rathausneubau, Kattowitz wird wohl bald folgen. Kein Zweifel, daß diese und andere städtische Bauten dem Ansehen der Orte entsprechend einen wirklich künstlerischen, monumentalen Charakter tragen werden. Möge dann an und in ihnen das Wappen als Symbol der Stadt nicht fehlen, um zu künden, daß auch jetzt wie einst die Bürgerschaft gewillt ist, sich in guten wie in bösen Tagen zu scharen um das Wahrzeichen des Ortes, sich selbst und ihm zu Ehr' und Nutzen!

Wo die Farben noch nicht bestimmt feststehen oder nachweislich falsch sind, würde es sich empfehlen, auf Grund alles beschaffbaren Materials an Siegeln, Abbildungen u. d. Gutachten eines Fachmannes seitens der städtischen Behörden einzuholen, nach dessen Vorschlage endgiltig einen Beschluß über Farben u. z. zu fassen und dann am Rathause nach einer künstlerisch und heraldisch guten Vorlage das Wappen als Skulptur oder, da das meist zu teuer sein würde, auf einem Schilde als Gemälde anbringen zu lassen. Dadurch stände jederzeit, wenn das Wappen einmal anderwärts dargestellt werden soll, eine korrekte Vorlage zur Verfügung.

Im folgenden gehe ich zur Beschreibung der einzelnen Wappen über. Mit Absicht habe ich die dem Laien ohne Erklärung schwer verständlichen technischen Ausdrücke der heraldischen Kunstsprache vermieden. Nur das sei bemerkt, daß die Ausdrücke rechts und links umgekehrt wie im gewöhnlichen Leben zu verstehen sind. Man hat sich hinter dem Schilde den ihn tragenden Mann zu denken, dann erklärt sich die Sache von selbst.

Bauerwitz (Kreis Leobschütz). Die Heimsuchung Mariä. Diesen Vorgang zeigt schon ein dem 17. Jahrhundert angehöriger Siegelstempel. Unverstand hat später daraus zwei männliche Heilige gemacht, die als Johannes und Paulus — sicher ganz willkürlich — erklärt wurden. Neuerdings ist man wieder zu der alten Darstellung zurückgekehrt. Farben sind nicht vorhanden. Der bei Hupp angegebene Goldgrund geht auf einen Vorschlag v. Saurmas zurück, mag aber nötigenfalls verwendet werden. Die Wahl der Heimsuchung als Siegelbild ist ziemlich ungewöhnlich. Will man einen tieferen Grund dafür suchen, so mag darauf hingewiesen werden, daß die Pfarrkirche des Ortes der heiligen Jungfrau geweiht ist. Aber auch ohne diesen Umstand wäre die Wahl eines Marienbildes oder eines Vorganges aus dem Leben Mariä gerade zur Zeit der Gegenreformation, in der der älteste Stempel entstanden sein dürfte, leicht begreiflich.

Beneschau (Kreis Ratibor). In rotem Felde ein schrägrechts gestellter silberner Hecht mit einem kleinen Fisch im Maule. Dieses Wappen wurde am Ostersdienstag 1493 dem Grundherrn des Städtchens, Benesch von Drahotus, vom Könige Wladislaw II. von Ungarn verliehen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß der Fischreichtum der Oppa, an deren einem Arme das Städtel liegt, zur Wahl der Wappenfigur Anlaß gegeben hat.

Berun (Alt-Berun, Kreis Pleß). Ein springender Hirsch, auf dessen Rücken zwischen den Geweihen ein Pelikan steht. Der Pelikan erscheint in der christlichen Symbolik als Abbild Christi; nach der mystischen Naturgeschichte des Mittelalters öffnet nämlich der Vogel mit dem eigenen Schnabel seine Brust, um seine Jungen mit seinem Blute zu nähren. Ein gewisser Zusammenhang ist vorhanden, wenn der Pelikan dann in Siegeln des 17. und 18. Jahrhunderts als Symbol des sich für die Gemeinde aufopfernden Rates erscheint. Nach v. Saurma könnte der Pelikan aber auch das Wappen einer polnischen Wappengenossenschaft (herb) sein und damit auf einen früheren Grundherrn hindeuten; jedenfalls ist das bei dem Hirsch der Fall. Ein vom Ende des 18. Jahrhunderts stammender Siegelstempel hat den Hirsch in ein Einhorn verwandelt.¹⁾

¹⁾ Vergl. Hupp a. a. O. 94. Danach ist die von mir a. a. O. S. 19 ausgesprochene Ansicht unhaltbar.

Man mag annehmen, daß das eine Symbol Christi, der Pelikan, Veranlassung gegeben hat, an Stelle des Hirsches ein anderes Symbol des Heilandes, das Einhorn, zu setzen. Doch kann auch das nur als eine Vermutung ausgesprochen werden. Die Farbenangaben im schlesischen Wappenbuche sind ein Vorschlag v. Saurmas auf Grund der Annahme, daß in dem Wappen die Herbs Pelikan und Brochwic vereinigt seien. Hupp tingiert umgekehrt. An Ort und Stelle scheinen also Farben zu fehlen.

Beuthen. Im gespaltene[n] Schilde rechts ein Bergmann vor Ort, naturfarben in Silber, links der halbe oberschlesische Adler. Diese Darstellung zeigt schon ein dem 14. Jahrhundert angehörendes Schöffensiegel der Stadt. Getrennt erscheinen beide Bilder (der Adler natürlich ganz) auf Avers und Revers von Beuthener Hellern des 15. Jahrhunderts.¹⁾

Ob der Rat sich deselben Siegelbildes wie die Schöffen bediente, wissen wir nicht. Nach der Vereinigung der beiden Hälften Beuthens, in die es 1369 geteilt worden war, führte der Rat der Stadt nur einen Adler im Siegel, der zweifellos als der oberschlesische anzusprechen ist. Die Vereinigung hatte 1479 stattgefunden, und bald darauf muß der Stempel gestochen worden sein, da er mit der Umschrift sigillom civitatis bithum totius communitatis auf dieses für die Stadtgeschichte so wichtige Ereignis hinweist. Der Adler ist nun bis über die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts das Wappenbild der Stadt geblieben; wenn ich mich nicht irre, führt ihn noch heut eine Beuthener Zeitung an ihrem Kopfe. Erst neuerdings hat die Stadt die Bilder des zuerst erwähnten Schöffensiegels in ihr Siegel und Wappen aufgenommen. Sie hat recht daran gethan. Wie der Bergmann in dem alten Siegel für den Bergbau jener Tage Zeugnis ablegt, so mag er im neuen Wappen bezeugen, daß sich das Gemeinwesen gerade infolge des Bergbaues in dem letzten halben Jahrhundert so gewaltig entwickelt hat. Die Färbung der rechten Schildhälfte ergibt sich in gewissem Sinne von selbst. Der Adler wurde früher meist schwarz in Silber tingiert, so z. B. vor dem Umbau im Wartesaal 2. Klasse des alten oberschlesischen Bahnhofes in Beuthen. Sicher hat die gleiche Färbung des preussischen Adlers dazu Veranlassung gegeben. Dieser Fall hat sich nämlich oft genug wiederholt. Jetzt erscheint das Wappentier geschichtlich richtig golden in blauem Felde.

Falkenberg. Ein naturfarbener Falke auf grauem Dreiberge in blauem Felde. Wir haben hier also ein leicht verständliches redendes Wappen vor uns. Die Farben giebt von Saurma

¹⁾ Abb. f. Friedensburg, Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter. II. Tafel 17, Nr. 819.

nach dem Bilde auf einer alten Stadtfahne. Hupp tingiert den Falken golden, ohne aber anzugeben, worauf er sich stützt. Ist diese Färbung am Orte belegbar, dann mag sie vielleicht die des oberschlesischen Adlers veranlaßt haben.

Friedland O.-S. (Kreis Falkenberg). Eine Burg mit drei Spitztürmen und offenem Thor. Hupp färbt sie silbern in blauem Felde.

Georgenberg (Kreis Tarnowitz). St. Georg, den Speer in einen zu seinen Füßen liegenden Drachen stoßend, naturfarben in rotem Felde. Auf dem mit schwarzen und weißen Helmedecken verzierten Stechhelme der Schenkel eines schwarzen Adlers, der in der Klaue eine schwarze Bergkratze hält. Damit besitzt das unscheinbare Städtchen ein recht stattliches Wappen. Es geht auf einen Wappenbrief des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Jägernsdorf vom 23. April 1561 zurück. Der Heilige im Schilde deutet auf den Namen des Gründers wie auch des Städtchens selbst hin, die Bergkratze auf den Abbau von Bleierz, dem der Ort seine Entstehung verdankt. In den Farben der Helmedecken dürfen wir sicher den Einfluß des hohenzollerschen Wappens erkennen.

Gleiwitz. Die nebenstehende Abbildung enthebt mich der Beschreibung des überladenen Wappens. Das ursprüngliche Wappen der Stadt, wie es ein Sekret von 1400 zeigt, enthält in der einen Schildhälfte einen halben Adler, in der anderen einen Turm. Selbstverständlich ist der Adler der goldene oberschlesische und ist als solcher auch in das neue Wappen übergegangen. Dieses verlieh Kaiser Ferdinand II. der Stadt am 14. August 1629.¹⁾ Durch die Häufung der Bilder ist unser Wappen ein gutes Beispiel für den heraldischen Geschmack jener Tage, der natürlich nur dem allgemeinen des Zeitalters entspricht. Der Turm und der goldene Adler in Blau sind also dem alten Wappen entnommen. Der schwarze Adler ruht auf dem Wappen von Österreich, einem weißen Querbalken in rotem Felde. Während ich früher schwankte, ob der schwarze Adler der halbe kaiserliche oder der nieder-schlesische sei, glaube ich ihn jetzt mit voller Sicherheit als den kaiserlichen bezeichnen zu müssen. Dafür spricht, daß der Adler auf dem österreichischen Wappen ruht und der Nimbus um sein Haupt, den der Symmetrie halber hier auch der oberschlesische erhalten hat. Gestört hatte mich nur die Sichel



Wappen von Gleiwitz.

¹⁾ Abgedruckt bei Nietsche, Geschichte der Stadt Gleiwitz. Gleiwitz 1886, S. 180 ff.

auf der Brust des Wappentieres die v. Saurma giebt und die ich, ihm folgend, auf der Abbildung ebenfalls angebracht habe. Deshalb sprach ich noch in meiner bürgerlichen Heraldik die Vermutung aus (S. 12), daß er möglicherweise der niederschlesische Adler sei. Der Wappenbrief aber erwähnt diese Binde gar nicht, und damit fällt der einzige Grund, der für das niederschlesische Wappentier spräche, weg. Das F. II. weist natürlich auf den Wappenverleiher hin. Eine direkte ortsgeschichtliche Bedeutung hat das Marienbild. Im Jahre 1626 berannte Mansfeld Gleiwitz ohne Erfolg. In der streng katholischen Bürgerschaft glaubte man es der besonderen Hilfe der Jungfrau Maria zuschreiben zu müssen, daß die Stadt nicht erobert wurde.

Groß-Strehlitz. In dem gespaltene[n] Schilde rechts der halbe ober[s]chlesische Adler, links in goldenem Felde ein schräg-links gestellter grüner Rebzweig mit Blättern und blauen Trauben. Der Adler erklärt sich von selbst. In dem ältesten, dem 14. Jahrhundert entstammenden Siegelstempel (an einer Urkunde von 1362) sehen wir einen Zweig mit drei Blättern. Das eine könnte seiner Form nach ein Lindenblatt sein, keinesfalls aber die beiden anderen; so bleibt dieses Wappenbild vorläufig noch unerklärt. Mit dem Ortsnamen, wie Hupp vermutet, kann das Bild nicht zusammenhängen, da Strehlitz, die Schützenstadt, das im Polnischen vor dem Namen vorkommende Wielke oder Wielki aber Groß bedeutet. In einem Siegel des 17. Jahrhunderts ist schon der Rebzweig daraus geworden.

Grottfau. In silbernem Felde ein roter dicker, zinnenbesetzter Unterbau, auf dem sich zwei schmale Zinntürme erheben. Ähnlich ist schon das älteste, nach Hupp vielleicht noch dem 13. Jahrhundert angehörende Siegel und ein jüngeres des 14. Jahrhunderts. Statt des offenen Thores des jetzigen Wappens zeigen sie allerdings ein Spitzbogenfenster mit einfachstem Maßwerk. Dieses Bild weicht von der Art und Weise ziemlich ab, in der gewöhnlich das Mauerbild in Stadtsiegeln dargestellt wird. Da nun im 13. Jahrhundert die Grafen von Pogarell Grundherren des Ortes waren und eine Burg im Schilde führten, wollte v. Saurma in dem Gebäude des Stadtwappens das Wappenbild des genannten Geschlechts erblicken. Hupp aber weist darauf hin, daß die Pogarells nach Ausweis ihrer Siegel immer eine gewöhnliche Burg mit drei Zinntürmen geführt haben. Bestätigt wird dies durch die Darstellungen des Wappens an dem Grabdenkmal des Bischofs Preczlaus von Pogarell im Kleinchor des Breslauer Domes. Demnach dürfte auch unser Wappen nur die Stadtummauerung symbolisieren. Neuere Siegel zeigen an Stelle des charakteristischen Bildes eine ganz gewöhnliche zweitürmige Burg.

Guttentag (Kreis Lublinitz). Im gespaltenen Schilde rechts eine halbe Rose, links ein halber Adler. Dieser ist natürlich auch hier wieder der goldene oberschlesische. v. Saurma und nach ihm Hupp färben die Rose silbern in rotem Felde. Diese Farben zeigt das redende Wappen der Herren v. Rosenberg. Einem Mitglied dieses Geschlechts gehörte die Stadt um 1700. Es ist eine rein stilistische Frage, ob das älteste Siegel mit dem erwähnten Wappen schon der Zeit vor dem Rosenbergschen Besitzstand angehört oder aus dieser Zeit stammt. Da ich das Siegel nicht kenne, kann ich darüber nicht entscheiden; es dürfte dies auch nicht allzu leicht sein, da ein Kenner wie Hupp vorsichtig erklärt, es komme ihm älter vor.

Gultschin (Kreis Ratibor). In grünem Felde unter einer goldenen Lilie eine schwarze, monogrammartige Figur, um sie herum fünf goldene Sterne. Die Figur hat auch eine entfernte Ähnlichkeit mit den bekannten alten Haus- und Namensmarken. Ohne Abbildung ist sie nicht verständlich zu machen. Mit Ausnahme der Sterne, die erst um 1800 auftreten, hat schon ein 1569 in Abdruck vorkommendes Siegel das rätselhafte Bild. v. Saurma erklärt es für die Vereinigung von zwei polnischen Herbs, zu denen noch die Lilie aus dem Wappen der Grafen von Würben hinzugekommen sei. Die Würben waren von 1439—71 im Besitz der Stadt. Seltsam nur, daß schon auf einem Stempel des 16. Jahrhunderts die beiden Herbs so verstümmelt sein sollten, wie sie sich auf dem erwähnten Siegel zeigen. Die Farben sind recht mysteriös. Ist das Grün etwa durch eine Schützenfahne oder eine Königscheibe in das Wappen hineingekommen?!

Katscher (Kreis Leobschütz). Über einer Zinnenmauer in der unteren Hälfte des Schildes ein wachsender Löwe. v. Saurma sieht in dem Wappen das Herb Pielgrzym und giebt ihm deshalb dessen Farben: Schild blau, Mauer silbern, Löwe golden. Ein grundherrliches Wappen dürfte sich sicher dahinter verbergen.

Kattowitz. In goldenem Felde in natürlichen Farben ein von einem Zahnrade getriebener Eisenhammer einfachster Konstruktion, auf Balken ruhend. Diese tragen die Jahreszahl 1867. Das Wappen weist somit auf die Entstehung der jungen Stadt aus dem ehemaligen Bogutzker Eisenhammer hin, der zwischen 1474 und 1517 entstanden war,¹⁾ dann aber natürlich auch auf den modernen Eisenhüttenbetrieb der Gegend.

Kieferstädtel (Kreis Tost-Gleiwitz). Eine Kiefer mit freien Wurzeln. Als Farben ergeben sich von selbst die Naturfarbe des Baumes

¹⁾ G. Hoffmann, Geschichte der Stadt Kattowitz. Kattowitz 1895, S. 19.

und für den Schild Silber. Daß die Stadt vom Kiefernwalde, in dessen Rodung sie entstand, ihren Namen hat, ist klar, das Wappenbild ist ein redendes. Gleichsam als lebendiges Stadtwappen stand bis zum Jahre 1768 auf dem Ringe des Städtchens eine große starke Kiefer dort, wo sich jetzt ein Heiligenstandbild erhebt.¹⁾ So konnte das oberschlesische Städtchen als Dritte kühn zu den etwas größeren und älteren Städten Rom und Bern treten, die ihre Wappenfiguren Wölfin und Bär auch lebendig in ihren Mauern hatten.

Königshütte. Das vollständige Wappen, von dem hier nur der Schild dargestellt ist, trägt eine Mauerkrone und wird von zwei Bergleuten gehalten. Der eben zur Stadt erhobene Ort erhielt dieses Wappen durch König Wilhelm I. zu Baden-Baden am 18. Oktober 1869 verliehen. Es erklärt sich von selbst. Bemerket sei nur, daß ursprünglich für die rechte Schildhälfte der oberschlesische Adler in Aussicht genommen war.



Wappen von Königshütte.

offenem Thore auf. Ein dem 14. Jahrhundert angehörendes Siegel zeigt deutlich statt des massiven Turmes einen solchen aus Holz. Wir dürfen wohl annehmen, daß die 1261 von Heinrich III. von Breslau in einem großen Walde gegründete Stadt hölzerne Wehrbauten besaß, wie wir dies z. B. von Kreuzburg wissen. Diese werden durch das Siegelbild schematisch dargestellt. Im Laufe der Zeit ist aber ein massiver Turm daraus geworden.



Wappen von Kosel.

Der Halbmond, der ursprünglich ohne Gesicht erscheint, ist sicher das Zeichen eines alten Grundherrn. Denn gerade der Mond spielt in der slavischen Heraldik eine große Rolle. Triest erwähnt eine Stadtfahne, auf der das Bauwerk brennend dargestellt ist.²⁾

Kosel. In silbernem Schilde drei schwarze Bocksköpfe. Der Stadtname kommt von dem polnischen Worte Koziol, der Bock. Demnach haben wir ein redendes Wappen vor uns.

¹⁾ f. Triest, Topographisches Handbuch von Oberschlesien, I. 536.

²⁾ a. a. O. I. 165.

Krappitz (Kreis Oppeln). Im gespaltene[n] Schilde links ein halber schwarzer Adler in Gold, rechts ein halbes silbernes Rad in Blau. In diesen Farben führt die Stadt jetzt das Wappen. Schon das Fehlen der Binde (des Halbmonds) auf der Brust des Adlers läßt aber erkennen, daß er nicht der niederschlesische, jetzt gemeinschlesische sein kann. Da das Siegelbild schon im 14. Jahrhundert vorkommt, kann der Adler natürlich kein anderer als der goldene oberschlesische sein. Eine Deutung des Rades ist mit Sicherheit noch nicht erfolgt. Am nächsten liegt es, an das Wappen eines älteren Grundherrn zu denken, alles übrige aber ist nur Vermutung.

Kreuzburg. In silbernem Felde eine rote Stadtmauer mit geöffnetem Thor. Über ihr drei gleichfarbige Türme, deren mittelster niedriger ist und von einem roten Kreuz bekrönt wird. Das Wappen ist demnach redend. Doch hat das Kreuz eine tiefere Bedeutung, insofern es auf den Orden der Kreuzherren mit dem roten Stern hinweist. Diese führten als Ordensabzeichen ein rotes Kreuz mit einem roten Stern darunter. Im Jahre 1255 erhielt der Orden vom Herzoge Heinrich III. das Recht, die Stadt nach deutschem Rechte anzulegen; sie empfing nach dem Orden auch den Namen. Das älteste Siegel von 1376 zeigt eine andere Anordnung, insofern zwei Kreuze über den niedrigeren Seitentürmen, ein drittes am Mittelthurm über dem Thore angebracht ist. Um den Schild, in dem das Siegelbild ausnahmsweise erscheint, sind drei Sterne angeordnet. Ihre Wahl mag durch das Ordensabzeichen beeinflusst sein, jedenfalls aber ist ihre Hauptaufgabe wie in zahllosen anderen Fällen die Ausfüllung des leeren Raumes zwischen dem Schildrand und der Kreisumrahmung. Hätte der Stern direkt als Ordensabzeichen gelten sollen, so wäre er sicher in der erwähnten Zusammenstellung mit dem Kreuz in das Siegel aufgenommen worden. Dem Vorschlage v. Saurmas, den Stern wieder in das städtische Wappen zu setzen, kann man nur beistimmen. Er legt das erwähnte alte Siegel zu Grunde, bringt aber den Stern über dem Mittelthurme an. Meiner Ansicht nach wäre es besser, unter Beibehaltung des jetzigen Wappens das Kreuz von dem Turme zu trennen und den Stern zwischen beide einzuschieben; damit träte das Ordensabzeichen klar hervor.

Landsberg (Kreis Rosenberg). Auf einem Berge ein springender Hirsch, sicher das Wappen einer unbekannt[en] Grundherrschaft. Hupp färbt den Hirsch rot auf grünem Berg in Silber.

Leobschütz. In rotem Felde ein gekrönter doppelschwänziger silberner Löwe, vor dessen Kopf ein goldener Stern. Dieses Bild erscheint schon auf dem 1285 vorkommenden ältesten

Stadtsiegel,¹⁾ der Löwe ist der böhmische. Die besonderen Verhältnisse, in denen die Stadt seit Ottokar zu den Přemysliden stand, lassen die Wahl des böhmischen Wappentieres leicht erklärlich erscheinen. Von einer Erlaubnis des genannten Königs dazu oder gar einer Verleihung durch ihn kann aus geschichtlichen Gründen natürlich nicht die Rede sein. Der Stern ist meines Erachtens nur ein Füllmittel. Der Raum verbietet mir, auf die ziemlich reiche Siegelgeschichte der Stadt einzugehen.

Lejschnitz (Kreis Groß-Strehlitz). Der oberschlesische Adler (golden in Blau).

Łosław (Kreis Rybnik). In gespaltenem Schilde rechts ein halber Adler, links eine halbe Rose. Nach v. Saurma wird der Adler weiß in rotem Felde tingiert. Nicht ausgeschlossen wäre es, daß die gleiche Farbengebung des Adlers im Wappen von Ratibor auf ihn eingewirkt hat, da die Stadt lange unter den Ratiborer Herzögen gestanden hat. Zweifellos aber ist der Adler ursprünglich der oberschlesische. Hupp setzt ihn deswegen auch golden in Blau. In Bezug auf die Rose vermutet v. Saurma, daß sie aus dem Wappen der Planfnar von Kinsberg stammt, die von 1527 bis 1602 im Besitz der Herrschaft waren. Demgemäß wäre die Rose golden in rotem Felde zu färben.

Łublinitz. Im gespaltenen Schilde rechts ein halber Adler, links fünf Sterne. Der Adler wird jetzt ganz unheraldisch schwarz in rotem Felde dargestellt. Hupp giebt ihm mit Recht die Farben des oberschlesischen Adlers. Die Sterne sind sicher die heraldischen Abzeichen einer Grundherrschaft. v. Saurma setzt sie golden in Blau, Hupp silbern in Rot.

Mysłowitz (Kreis Kattowitz). Ein härtiges Männerhaupt. Dies Siegelbild (zuerst 1643 nachgewiesen) ist immer als das Haupt Johannes des Täufers angesprochen worden. Darstellungen von Heiligen oder ihre Attribute können in städtischen Siegeln und Wappen zweierlei Bedeutung haben, wie ich in der Einleitung ausgeführt habe. Entweder weisen sie auf eine Kirche der Stadt, gewöhnlich die Pfarrkirche hin, oder aber sie drücken das Abhängigkeitsverhältnis von einer geistlichen Landes- oder Grundherrschaft aus. In diesem Falle findet sich der Patron der betreffenden bischöflichen oder Klosterkirche (oder seine Attribute) im Wappen. Nach Neuling ist die hl. Jungfrau die Patronin der Mysłowitzher Pfarrkirche.²⁾ Von geistlichen Grundherrschaften kommen die Benediktinerabteien Tyniec

¹⁾ Abgeb. bei Pfotenhauer, Die schlesischen Siegel von 1250—1500. Breslau 1876, Taf. XIV, 106, und bei Boenisch, Beiträge zur Geschichte der Vogtei in Schlesien, fig. 2 der Tafel. Festschrift zur Feier des 150-jähr. Bestehens des Kgl. katholischen Gymnasiums zu Leobschütz 1902.

²⁾ Schlesiens Kirchorte und ihre kirchlichen Stiftungen, S. 198.

in Galizien und Orlau bei Teschen in Betracht. Aber auch sie haben andere Patrone. Johannes der Täufer ist der Patron der Breslauer Domkirche und damit des goldenen schlesischen Bistums. Als Patron der Breslauer Hauptkirche finden wir ihn im Breslauer Wappen; gleichsam als Landesherrn oder Grundherrschaft in der ehemals bischöflichen Stadt Wanssen, vor allem in Neisse, um das Verhältnis der Stadt zum Bischofe, dem Vertreter des Heiligen, zu bezeichnen. Kein Ort aber führt ihn nur deswegen, weil er der Hauptheilige der Diözese ist. Im Myslowitzer Wappen könnte er aber, abgesehen davon, schon deswegen nicht vorkommen, weil die Stadt mit einem Teil des Industriebezirks bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts zum Bistume Krakau gehörte. So spottet unser Wappen bisher jeder Erklärung. Ich fange sogar stark an zu zweifeln, ob das Haupt wirklich das des Täufers sein soll, zumal die Schlüssel, auf der es gewöhnlich ruht — ich erinnere an das Breslauer Wappen — auf allen Siegeln fehlt. An und für sich ist auf diesen Umstand allerdings kein großes Gewicht zu legen.

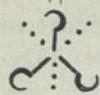
Neisse. In silbernem Felde Johannes der Täufer, mit der Rechten auf das Lamm deutend, das auf einem Buche in seiner Linken ruht; zu seinen Füßen, rechts und links von ihm je ein zu ihm geneigter Schild mit drei silbernen Lilien in Rot. Entsprechend der hohen geschichtlichen und kulturellen Bedeutung, die die alte Bischofsstadt für Schlessien besaß, hat sie auch eine reiche Siegelgeschichte. Die zwei ältesten Siegel, die an Urkunden von 1260 und 1290 vorkommen, weisen das gewöhnliche Stadtbild einer dreitürmigen Mauer auf. In dem ältesten zeigt sich als Zeichen der geistlichen Oberhoheit über die Stadt in dem offenen Thore ein aufrecht stehender Bischofsstab. Vom 14. Jahrhundert an tritt aber der Titelheilige des Bistums in den Siegeln auf, zuerst unter einer Architektur, die durch die Seitentürme noch auf das alte Stadtbild hinweist. Schließlich verschwindet die Architektur, und der Heilige bleibt allein übrig, wie ihn das Wappen jetzt zeigt. Bemerkenswert ist auf den älteren Siegeln, daß dort neben dem Heiligen der Bischof betend kniet, eine für ein Stadtsiegel ungebräuchliche Darstellung, für die bischöfliche Siegel die Vorbilder boten. Neben dem Heiligen findet sich aber frühzeitig schon ein anderes Zeichen ein, das das Verhältnis der Stadt zum Bischofe charakterisiert: die Lilie. Noch das heutige Bistums-Wappen, identisch mit dem des geistlichen Fürstentums Neisse-Grottkau, zeigt im quadrierten Schilde im ersten und vierten Felde 6 silberne Lilien in Rot. Die Lilie ist ein in der Heraldik so gebräuchliches Motiv, daß eine Antwort auf die Frage, warum sie im speciellen Falle gewählt wurde, nicht möglich ist. Zum ersten Male erscheint die Lilie 1294 im Siegel

des Meißner Erbvogtes Johannes. Anordnung und Zahl der Lilien schwankt. Schließlich hat sich die heut gebräuchliche Form festgesetzt.

Neustadt. In silbernem Felde eine rote Stadtmauer mit zwei Türmen, zwischen ihnen schwebt ein gekrönter schwarzer Adler. Auf dem Stechhelm mit rot-silbernen Helmdecken wiederholt sich die Burg, aber so, daß der böhmische Löwe die Stelle des Adlers einnimmt. Die Stadt führt das Wappen auf Grund eines Wappenbriefes Rudolfs II. vom 24. April 1607. Mit Ausnahme des Helmes und seines Schmuckes war, wie der Wappenbrief erklärt, das Wappen uralt und wohl erworben.¹⁾ Das kann sich aber nur auf das Bild, nicht auch auf die Farben beziehen; denn der Adler kann doch ursprünglich nur der oberschlesische sein, der auch gekrönt vorkommt.²⁾ Es ist ziemlich müßig, bei fürstlichen Wappenbriefen vom 17. Jahrhundert an danach zu fragen, warum ohne Rücksicht auf den geschichtlichen Zusammenhang diese oder jene Farbe beliebt wurde. Die Willkür spielt gerade dabei eine Rolle.

Nikolai (Kreis Pleß). Ein Stechhelm mit einem Pfauenfederbusch als Kleinod, aus dem ein Busch von Hahnenfedern hervorstößt. Neben den Wappenschilden kommen auch Helme, bei bischöflichem Besitz Bischofsmützen als Hoheitszeichen in Stadtwappen vor. So haben wir hier sicher den Helm der schlesischen Herzöge vor uns, allerdings in interessanter Variante. Die Helmdecken sind demnach blau und golden zu färben. Der Helm am besten naturfarben in Silber.

Oberglogau (Kreis Neustadt). In rotem Felde drei Winzermesser mit krummen Klingen und drei goldene Weintrauben in nebenstehender Anordnung. Ursprünglich führte die Stadt nur die Winzermesser im Siegel, schon 1512, später haben sich die Trauben hinzugefügt; man wollte durch ihre Hinzufügung die Bedeutung des Wappens wahrscheinlich deutlicher machen. Schon im 15. Jahrhundert giebt es in Oberglogau geprägte Heller, die auf dem Avers einen Schild mit drei Winzermessern und drei Gruppen von Punkten zeigen, die Friedensburg wohl mit Recht als Weintrauben anspricht.³⁾ Es ist klar, daß durch das Münz- und Siegelbild auf den in Oberglogau betriebenen Weinbau hingewiesen werden soll. Er wird urkundlich schon 1519 bezeugt.⁴⁾



¹⁾ Selbstverständlich durch Gewohnheitsrecht, nicht durch fürstliche Verleihung.

²⁾ Vergl. Euchs, Schlesische Landes- und Stadtwappen in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 4. Bd., S. 10.

³⁾ f. Friedensburg, Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter. Text S. 294 f. Abb. Taf. 16, Nr. 800.

⁴⁾ Schlesische Regesten, 5. Teil 1516—26 Nr. 3902 und 3903; andere Beläge bei Welzel, Das Kollegiatstift zum hl. Bartholomäus in Oberglogau in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens. 30. Bd., S. 174.

Oppeln. In gespaltenem Schilde rechts ein halber Adler, links ein halbes Kreuz, beide golden in Blau. Der Adler ist natürlich auch hier der oberschlesische; die Wahl des anderen Bildes hat der Titel der früheren Kollegiat-, der jetzigen Pfarrkirche veranlaßt, die dem hl. Kreuz geweiht ist.

Ottmachau (Kreis Grottkau). Ein Zinnturm mit offenem Thor. Hupp giebt ihn silbern in Blau auf grünem Boden. Ein 1593 gebrauchtes Siegel zeigt eine einflügelige geöffnete Thür. Wir haben hier eine Vereinfachung des bekannten Mauerbildes vor uns. Wahrscheinlich hat aber gerade das Wappen zur Erklärung des Namens aus „Otto mach' auf“ und im Anschluß daran zur Bildung einer bezüglichen Namenssage Veranlassung gegeben.¹⁾

Patschkau (Kreis Neisse). In goldenem Felde der Adler (schwarz) Johannes des Evangelisten mit Heiligenschein, in den Fängen einen Ölzweig. Die ältere Pfarrkirche war dem genannten Heiligen geweiht; so erklärt sich die Wahl seines Attributes. In den älteren Siegeln hielt der Adler ein Schriftband in den Fängen, mit dem der Johannesadler gewöhnlich dargestellt wird.²⁾ Schon im 16. Jahrhundert ist daraus irrtümlich ein Zweig geworden. Die Farbengebung dürfte wohl unter dem Einfluß des niederschlesischen Adlerwappens erfolgt sein.

Peiskretscham (Kreis Tost-Gleiwitz). Auf einem Halbmond zwei Zinntürme. Hupp tingiert das Feld rot, die Türme weiß, den Mond gelb. Wie ein 1454 gebrauchtes Siegel beweist, ist der Halbmond ursprünglich nichts anderes, als die Mauer des gewöhnlichen Stadtbildes. Da diese der runden Bildumrahmung des Siegels folgend unten kreisbogenförmig abschloß, so konnte daraus durch Mißverständnis ein Halbmond werden.

Pitschen (Kreis Kreuzburg). Eine thorlose Stadtmauer mit zwei sechseckigen, spitzbedachten Türmen, also im Grunde dasselbe Wappen, wie das von Peiskretscham, nämlich das Mauerbild. Hupp giebt ihm die gebräuchliche Färbung: rot in silbernem Felde.

Plesz. In Gold ein schwarzer Adler. Der Helmschmuck des Wappens, ein Pfauenfederbusch, auf den dem 17. Jahrhundert angehörenden bekannten Siegeln des Ortes läßt erkennen, daß wir das alte herzogliche Wappentier in dem Adler vor uns haben und daß er schon vor dieser Zeit, wahrscheinlich schon im 15. Jahrhundert von der Stadt geführt worden sein muß. Dann aber kann er natürlich nur der goldene oberschlesische sein. Wann aber hat er die Farben des niederschlesischen erhalten?

¹⁾ Triefl, a. a. O. I. 1206.

²⁾ Im Jahre 1515 führte der Patschkauer Pfarrer Heinrich dasselbe Bild in seinem Siegel. Cod. diplom. Silesiae X. Nr. 99.

Käme er so erst seit der preußischen Besitzergreifung Schlesiens vor, dann wäre anzunehmen, daß man ihm nach dem Wappen der Provinz die Farben gegeben hätte. Ließe er sich aber schon früher in dieser Färbung nachweisen, dann wäre meines Erachtens eine andere Vermutung erlaubt. Im 16. Jahrhundert kam die Herrschaft Pleß und mit ihr natürlich die Stadt an den Breslauer Bischof Balthasar von Promnitz. Sein Wappen, wie man es an seinem prächtigen Grabmal in Meisse sieht, zeigt eine Vereinigung des Promnitzer Geschlechtswappens mit dem bischöflichen (dem niederschlesischen Adler und den Lilien). Man darf nun vielleicht annehmen, daß dieses Wappen in bunter Ausführung sich auch am oder im alten Schloß zu Pleß befunden habe und Veranlassung gab, bei irgend einer Gelegenheit dem bisher farblosen Adler des Siegels die Farben des niederschlesischen zu geben.

Ratibor. In gespaltenem Schilde rechts ein halber silberner Adler in Rot, links ein halbes silbernes Rad ebenfalls in Rot. Das Wappenbild ist uralte, es kommt schon 1296 in dem ältesten bekannten Siegel vor. Das halbe Rad ist hier als redende Figur anzusprechen, insofern von den Deutschen der slavische Ortsname mit dem deutschen Worte Rad in Verbindung gebracht wurde. Auf gleiche Weise ist der Bär in das Berliner Wappen gekommen. Schwierigkeiten in der Erklärung bietet der Adler durch seine Farben. Nach ihnen ist er der polnische. Mit Ausnahme des Wappens von Coslau, über das ich schon gesprochen, wäre es das einzige Vorkommen des polnischen Adlers in schlesischen Städtewappen. Nach den Ausführungen Hupps ist aber daran nicht zu denken, sondern das Wappentier ursprünglich auch als das oberschlesische anzusehen. Die andere Färbung kann ganz willkürlich entstanden sein. Sie ist schon 1605 und zwar im alten Siebmacherschen Wappenbuch nachweisbar, also vor der Zeit, wo das Land Ratibor in der Pfandschaft der Krone Polen war (von 1645—1666). Demgemäß kann die Farbengebung nicht erst in dieser Zeit aufgefunden sein, wie man sonst wohl mutmaßen möchte.

Rosenberg. In gespaltenem Schilde rechts der halbe oberschlesische Adler, links eine rote Rose in silbernem Felde. Schon 1425 hat die Stadt die beiden Figuren im Siegelfelde. Die Rose ist hier wohl nur als redendes Zeichen anzusehen.

Rybnik. Ein schräg rechts gestellter Fisch (silbern in Blau?). Auch hier haben wir eine redende Figur vor uns, insofern im Polnischen der Fisch *ryba* heißt. Der Name des Ortes ist durch den Fischreichtum der in der Umgegend gelegenen Teiche veranlaßt worden.

Schurgast (Kreis Falkenberg). In gespaltenem Schilde rechts der halbe oberschlesische Adler, links ein Eichenzweig mit

Blättern und Eichel (nach Hupp grün in Gold). Der Eichenzweig ist vielleicht einem grundherrlichen Wappen entnommen (?).

Sohrau (Kreis Rybnik). In gespaltener Schilde rechts der halbe oberschlesische Adler, links in Rot ein nach unten gerichtetes silbernes Schwert mit goldenem Griff. Das Schwert läßt auf Grund des vorliegenden Materials eine Erklärung nicht zu, weist wohl aber auch auf einen Grundherrn hin.

Tarnowitz. Der Schild ist gespalten, rechts ein halber schwarzer Adler in silbernem Felde, links oben ein goldener Adlerflügel in Schwarz, darunter Schlägel und Eisen gekreuzt in silbernem Felde. Der mit schwarz-weißen Helmdecken versehene Helm trägt als Kleinod den goldenen Adlerflügel mit Schlägel und Eisen belegt. Dieses Wappen verlieh Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg der freien Bergstadt zu Ansbach am 25. Juli 1562.¹⁾ Bis dahin hatte sie nur Schlägel und Eisen als Wappen und im Siegel geführt. Die Beziehung dieser Figuren auf den Charakter der Stadt sind klar. Sicher den Adlerflügel, vielleicht aber auch den Adler dürfen wir wohl als willkürlich gewählte Zeichen betrachten. In Bezug auf den Adler ist allerdings vielleicht eine Vermutung gestattet.

Es wäre nämlich nicht ausgeschlossen, daß das Vorkommen des Adlers in so vielen oberschlesischen Städtewappen, besonders im Beuthener, seine Wahl veranlaßt und daß er die hohenzollerschen Farben erhalten hätte. In dem bestehenden Bilde habe ich neben das Wappen der Stadt die Bergmanns-



Wappen von Tarnowitz.

¹⁾ Der Wappenbrief ist in meiner schon erwähnten Abhandlung über die oberschlesischen Städtewappen abgedruckt (S. 29 ff.).

heilige Barbara als Schildhalterin gestellt. Sie ist kenntlich durch ihr in der kirchlichen Kunst gebräuchliches Attribut: einen Turm mit Kelch und darüber schwebender Hostie. Als Vorlage für das Wappen hat mir der bekannte Dürersche Kupferstich, das Wappen mit dem Totenkopfe, gedient.

Coft. In gespaltener Schild rechts ein Schlüssel neben einem Stern, links ein halber Adler. Der Schlüssel weist auf das Patronat der Pfarrkirche zum hl. Petrus hin. Der Adler ist natürlich auch hier wieder der obereschlesische. Hupp färbt den Schlüssel schwarz, den Stern rot in weißem Felde, während nach v. Saurma die drei Wappenbilder gelegentlich schwarz in Weiß dargestellt wurden. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß das Wappen bis dahin einfach niemals farbig dargestellt worden war, das Schwarz also nur eine Aushilfe ist, vielleicht dadurch bedingt, daß auf Stempeln die Figuren wegen ihrer Kleinheit einfach schwarz erschienen.

Ujeft (Kreis Groß-Strehlitz). In blauem Felde übereinander zwei spitzbedachte silberne Türme, von denen der untere das Spiegelbild des oberen darstellt. Rechts und links davon je ein nach außen gewendeter goldener Bischofsstab, der außen von einem silbernen Stern begleitet ist. Wenn auch das älteste Siegel nicht über das 17. Jahrhundert hinaus zurückgeht, so ist doch klar, daß das Siegelbild selbst älter ist. Die Darstellung ist ächt mittelalterlich. Vor allem beweist es der, der Symmetrie wegen verdoppelte Bischofsstab. Er deutet auf den Besitzstand der Breslauer Bischöfe hin, denen der Ort vom 13. bis ins 15. Jahrhundert eignete. Die Sterne sind wie so häufig ursprünglich nur Füllstücke. Der Turm ist natürlich das zusammengeschrunppte Stadtmauerbild. Seltsam ist sein Spiegelbild. Ob damit die Lage des Ortes an der Klodnitz, in deren Wasser er sich spiegelt, angedeutet werden soll, erscheint Hupp, der diese Ansicht ausspricht, selbst fraglich.

Woischnit (Kreis Lublinitz). In gespaltener Schild rechts ein halbes Rad, links der halbe obereschlesische Adler. Die Pfarrkirche des Ortes ist der hl. Katharina geweiht. Da ihr Attribut in der kirchlichen Kunst das Rad ist, so erklärt sich die Wahl dieses Wappenbildes leicht, und wir brauchen nicht an ein grundherrliches Wappen zu denken. Hupp färbt das Rad golden in Rot, v. Saurma giebt golden in Blau an.

Ziegenhals (Kreis Neisse). Ein schwarzer Ziegenkopf in silbernem Felde, also ein redendes Wappen.

Zülz (Kreis Neustadt). In rotem Felde eine silberne Burg mit offenem Thor und einem Zinnturm darüber. An diesem ein Schild von Rot und Silber gespaltener, in jedem Felde ein querliegendes Hufeisen in verwechselten Farben. Das Wappen

soll der Stadt 1564 von Kaiser Ferdinand I. verliehen worden sein. Wir sehen hier das Stadtbild mit einem grundherrlichen Wappen vereint, dem Schilde derer v. Proskau, die damals in den Pfandbesitz des Kammergutes Zülz kamen.

Das Verhältnis des Schlesiens zu den Naturelementen.

Von

Dr. Paul Drechsler in Zabrze.

Auch die Naturelemente¹⁾ (Feuer, Wasser, Luft, Erde) gelten dem Schlesier nicht nur als höhere Mächte, deren Verunreinigung und Verunehrung er scheudvoll meidet, sondern sie werden auch in gewisser Weise heilig gehalten; denn nach dem Volksglauben walten in den Elementen die Götter. Hieran gemahnt die Vorschrift: Man soll in das Feuer und Wasser nicht spucken. Auch Reste alter Opfer, die dem Feuer dargebracht wurden, haben sich bis zur Stunde erhalten. Es ist nicht nur in Böhmen, sondern auch in Schlesien, namentlich in der Grafschaft Glatz, Brauch, nach dem Essen die Brotsamen, die auf dem Tische übrig bleiben, zusammenzuraffen und in das Herdfeuer zu werfen. Bei Feuersbrünsten ist es sehr gewöhnlich, dem Feuer Brot, besonders am 5. Februar, dem Tage der heiligen Agatha, geweihtes, sog. Agathabrot, zu bieten, damit es dies verzehre und die Gebäude verschone. Ist ein Feuer in der Nachbarschaft ausgebrochen, so kehrt man den Tisch um, legt auf jeden Stollen ein Stückchen Brot und in der Mitte das Bild des heiligen Florian, des Schutzpatrons gegen Feuersgefahr, dann bleibt das Haus verschont (um Weisse). Auch wirft man frischgebackenes Brot in das brennende Haus und kehrt Heiligenbilder gegen die Flammen. Hat auf dem Tische schon einmal das Allerheiligste (der Heiland in Brotsgestalt) gelegen oder ist es auf ihm genossen worden, so stürzt man den Tisch nach der betreffenden Seite hin um; dies hemmt den Brand. Auch kehrt man die Hohlseite eines Backtrogens gegen das Feuer. Aus dem Saganischen wird berichtet: Wenn in Cunau bei Sagan ein Schadenfeuer entsteht, so stellt man 200 bis 300 Schritt davon an einer Stelle, nach der man den Wind hinziehen will, einen Backtrog auf. Hierzu bemerkt der Berichterstatter (1895): „Diesen Gebrauch habe ich bei jedem Feuer in Cunau bemerkt und, was mich am meisten gewundert, den Wind auch dahin wehen sehen.“

¹⁾ Vgl. November-Heft (1902) S. 542—547: Das Verhältnis des Oberschlesiens zu den Himmelskörpern.

Das nämliche Verfahren ist auch in anderen Gegenden Schlesiens üblich. Schon ein altes schlesisches Wirtschaftsbuch aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts rät: Nimm einen Roggenlaib Brots, verbrenne es, bis es ganz schwarz ist, und stoße es zu Pulver; nimm darnach ein wenig Auskehrich, binds in ein Bündlein, und wirf es ins Feuer, so verlöscht es. — Allen diesen Schutzmitteln liegt der Gedanke eines Opfers, das man dem Feuer darbringt, zu Grunde, heute allerdings durch den Nebengedanken verdunkelt, daß das Brot, die Gottesgabe, ja das Göttliche selbst dem Feuer Einhalt thue.

In Oberschlesien verwendet man in derselben Absicht auch Salz. Brennt ein Haus, so geht man mit geweihtem Salz dreimal um das Haus und wirft das Salz in die Flamme; dann bleiben die Nachbargebäude verschont.

So erscheint das Feuer wie ein lebendes Wesen aufgefaßt, wenn man es dreimal umläuft oder umreitet und dabei „bespricht“ oder „verspricht“. Doch muß der Anfang und das Ende der Besprechungsformel mit dem Beginnen und Beschließen des Umlaufens oder Umreitens zusammenfallen. Auch muß der Feuerversprecher nach gethauer Arbeit den Rückweg über einen Jaun oder über ein Wasser nehmen, da ihm die Flamme sonst nachheilt und ihn verzehrt; daher erklärt sich die sprichwörtliche Redensart „rennen, als ob es hinter einem brennt“.

Gewöhnlich läuft man dreimal um das Feuer und spricht jedesmal dabei folgenden Feuersegen, indem man gegen das Feuer das Kreuzzeichen macht:

Feuer, Du heiße Flamm',
 Dir gebeut Jesus Christ, der werthe Mann,
 Daß Du sollst stille stehn
 Und nicht weiter gehn.

Von einem alten Schlesier wird bezeugt: „Man findet nicht selten, vorzüglich auf dem Lande, sogenannte Feuersegen an Stuben- und Hausthüren angeheftet, und diejenigen, die einen solchen besitzen, glauben fest, es könne deswegen in ihren Häusern kein Feuer auskommen. Entsteht nun in der Nachbarschaft in irgend einem Hause ein Feuer, so wird sogleich diese Gebetsformel, worin das Feuer im Namen Jesu gebeten wird, stille zu stehn und alle seine Funken und Flammen zu behalten, darüber ausgesprochen.“ Auch werden zur Verhütung der Feuersbrunst folgende Buchstaben an den Dachbalken geschrieben: **W f d h f d g J Ch G d V d d s ft u n w g d h G V S u h G A**, d. h.: **W** Feuersbrunst, du heilige Flamme, dir gebietet Jesus Christus Gott der Vatersmann, daß du sollst stillstehn und nicht weiter gehn; dazu helfe Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Amen.

Außerdem schützt man das Haus gegen Feuersgefahr, wenn man einen Kranz, den man am Karfreitage aus Erlenzweigen geflochten hat, am Giebel aufhängt, geweihte Palmzweige kreuzweise auf das Fenster legt oder stellt, Hauswurz (fette Henne) auf das Dach pflanzt, das Bild des heiligen Florian an den Häusern anbringt. Auch schützt eine Zweijähre vor Feuer und Blitz. Feuer, durch Blitzschlag entstanden, kann nur durch Mistjauche gelöscht werden.

Das Feuer kündigt sich an. Es bricht Feuer aus, wenn die Turmglocke anders schlägt, als sie zeigt, wenn Rathhausturm- und Kirchenglocke zusammenschlagen, wenn die Gänse hoch und weithin fliegen, wenn eine Nachteule sich bei Tage um die Häuser sehen läßt und schreit, wenn die Hühner krähen, wenn der Hund heult und dabei den Kopf in die Höhe hält. Läßt man glühende Kohlen im Hause zurück, so macht man drei Kreuze darüber und bannt dadurch die Feuersgefahr.

Wie das Feuer, ist auch das Wasser dem Menschen wohlthätig und schädlich zugleich. Zur Erinnerung an Überschwemmungen findet man in der Gebirgsgegend sogenannte Wettersäulen. Sie sind walzenförmig und mit einem Schraubengewinde versehen. Darauf stehen Bildnisse der heiligen Mutter Gottes oder der vierzehn Nothhelfer. Diese aus Stein oder Holz erbauten Säulen sollen zugleich die Wiederkehr solcher Himmelsstrafen ablenken. Eine solche Wettersäule steht u. a. in der Grafschaft vor dem Mittelsteiner Schlosse auf Niedersteine zu.

In das Wasser, dem man im Altertum opferte, darf man weder spucken noch harnen. Ins Wasser harnen gilt für einen Frevel, der nichts anderes bedeutet als Gott schwer beleidigen. Wer ins Wasser spuckt, spuckt der Mutter Gottes ins Antlitz. Andererseits spuckt man auch in Oberschlesien ins Wasser, wenn man die Pferde tränkt, um sie vor Bauchschmerzen zu bewahren. Der Speichel soll bösen Einfluß unschädlich machen.

In der heiligen Christnacht, gerade um Mitternacht, wandelt sich alles Wasser in Wein. Doch ist es nicht ratsam, davon schöpfen zu wollen. Ein Mann ging einst zu dieser Stunde ans Wasser und fragte: „Wasser, bist du Wein?“ Da sagte eine Stimme aus dem Wasser: „Ich bin Wein, und du bist mein!“ — Er wurde ins Wasser gezogen und ertrank. — Am heiligen Dreikönigstage trinkt man drei Schluck geweihtes Wasser, um nicht krank zu werden. Sehr heilkräftig und läuternd ist das fließende Wasser eines Flusses oder einer Quelle, besonders zu Ostern. Wenn man sich am Gründonnerstag vor Sonnenaufgang oder während des Glorialäutens mit Flußwasser wäscht, bleibt man von allem Ausschlag und von Sommersprossen bewahrt. Auch wäscht man sich die Füße, damit sie nicht aufspringen; auch die Kuhschäffer und das Milchgerät. Um Beuthen ziehen

die Leute am Donnerstag nach Sonnenuntergang nach dem Wallfahrtsorte Deutsch-Piekar, um in der Mitternacht am Kalvarienberge Gründonnerstagwasser zu schöpfen und sich damit zu waschen.

Das non plus ultra aller heilwirkenden Gewässer ist aber das Kar- oder Gutfreitagwasser. Mädchen und Burschen eilen an dem Tage vor Sonnenaufgang lautlos mit Krügen und Kannen an den nahen Bach oder Fluß, um gegen den Strom Wasser zu schöpfen und sich damit zu waschen, denn es schützt vor Augenentzündungen, Sommersprossen, Ausschlag und Flecken, verleiht zarte, feine Haut und schöne Gesichtsfarbe. Wer sich in dem Wunderwasser badet, bleibt nach altem Glauben im kommenden Jahre von der Krätze verschont und ist auch sonst an Leib und Seele fröhlich. Weil das Wasser nur dann heilende Wirkung hat, wenn es stillschweigend geschöpft und gebraucht wird, so nennt man es auch das „stille“ Wasser; hat man sich jedoch durch irgend etwas verleiten lassen, zu sprechen, zu plappern, zu pâpern, so ist es „Plapperwasser“ oder „Pâperwasser“ und ohne alle Heilkraft (Leobschütz, Katscher, Ratibor, Bunzlau). Man bewahrt von dem stillen Wasser zu Heilzwecken auch einen Krug oder eine Flasche voll bis zum nächsten Jahre auf, da es nach der Volksmeinung frisch bleibt und nicht faul wird. Warum nur fließendes, nicht stehendes Wasser geschöpft werden muß, hat seinen Grund. Es herrscht der Glaube, daß sich am Karfreitag in der Mitternachtsstunde, wegen des Todes Jesu alles fließende lebendige Wasser in Blut verwandele, und daß auf diese Weise das Blut des Heilands die Wunder thue. Nach anderer Auslegung soll es eine Erinnerung an den heiligen, wunderwirkenden Bach Cedron sein. Ist kein fließwasser in Bach oder Fluß in der Nähe, so schöpft man aus Brunnen oder Trögen, deren Wasser der Sonne zufließt.

Das Karfreitagwasser ist dem Vieh ebenso heilsam wie dem Menschen. Vielerorten reitet man am Karfreitag heute wie ehemals die Pferde vor Sonnenaufgang in die Schwemme, aber auch nur in fließendes Wasser; das schützt sie vor gefährlichen Krankheiten (Beuthen, Leobschütz, Namslau, Breslau). Die Tiere selbst kennen die Kraft des Wassers. Nach altem Glauben badet der Rabe seine Jungen an diesem Morgen mit Flußwasser, damit sie schwarz werden; denn sonst würden sie weiß bleiben.

Und welcher Schlesier kennt nicht das Spritzen, das neben dem Schmalkoftern, dem Peitschen mit einer Gerte (poln. smigac), am Ostermontag und Dienstag von der Jugend geübt wird? Alles Männliche hat am Ostermontage das Recht, Mädchen und Frauen tüchtig naß zu machen. Man benutzt dazu gewöhnlich eine kleine Spritze, die allerdings nicht immer mit kölnischem oder wenigstens reinem Wasser, sondern von

den ärmeren Kindern auch wohl aus dem Kinnstein gefüllt wird. Der Brauch artet oft in Unfug aus, indem die Knechte die Mägde geradezu an die Plumpe zerren oder sie mit der Feuerspritze von oben bis unten „klatschenaß“ machen. In polnischen Gegenden, wo das Schmačkostern unbekannt ist, heißt das ebenso lebhaft geübte Wassergießen „Dyngus“.¹⁾ Auch bei diesem Brauche soll das Wasser heilkräftig wirken, das Wachstum befördern, vor Krankheit bewahren u. a. m.

Fließendes Wasser schützt auch vor böser, verderblicher Macht. Hieraus erklärt sich die eben erwähnte Meinung, daß man beim Feuerversprechen über einen Fluß eilen solle. Auch schüttet man dem Toten, wenn er aus dem Hause getragen wird, Wasser nach, um sich vor seiner Wiederkehr zu sichern.

Vor Johanni badet man in Schlesien in keinem flusse; denn bis zu diesem Tage ist das Wasser schädlich. Wasser von Märzenschnee ist Schönheitsmittel; Mair Regenwasser hat große Heilkraft. Der erste Mair Regen befördert auch das Wachstum der Kinder, besonders ihrer Haare. Beim ersten Austrieb werden die Viehhirten begossen, was gutes Wetter zur Weide bewirken soll; ebenso die Mägde, wenn sie zum erstenmal ins Feld nach Grünfutter gehen und mit dem vollen Grastuche, der Grasbürde, zurückkommen. Dadurch soll bewirkt werden, daß den Gräsern die Feuchtigkeit nicht fehle und das Vieh stets reichlich Futter habe.

Um bei anhaltender Dürre Regen zu erlangen, werden öffentliche Gebete gehalten und feierliche Bittprozessionen veranstaltet.

Wenn die Hähne lebhaft krähen, die Finken „rutschen“, die Hunde Gras fressen, der Rußverkäufer kommt und sich alte Weiber zanken, regnet es gewiß.

Regnet es unterm Sonnenschein, so heißt es: es fällt Gift oder: die Heyen buttern. An Peter und Paul (29. Juni) regnet es Mäuse. Regnet es am Johannistage, so verderben die Fruchtbäume, besonders die Haselnüsse.

Wenn es schneit, sagt man in Oberschlesien: Frau Holle macht die Betten oder schüttelt die Federn aus. Eine dunkle Erinnerung, daß der Schnee in der Vorstellung des Volkes auch für ein himmlisches Mehl angesehen wird, lebt vielleicht in der scherzhaften Äußerung, die man öfters hört: „Seht, seht, wie es schneit! Da können wir aber Pfannkuchen backen!“

„Der Wind, der Wind, das himmlische Kind!“ lautet ein Kinderreim, der aus dem Märchen vom Pfefferkuchenhäusel herübergenommen ist. In Schlesien kennt man wie in der Oberpfalz eine Frau Windin, die

¹⁾ Wohl entstellte aus dem deutschen Dyngus, Dinguis, festgesetzte Zählung, hier: feststehender Brauch.

weit heftiger als ihr Mann ist. Bei besonders stürmischem Wetter sagt man in der Leobschützer und Weisser Gegend: Heute geht die Windin selber, heute ist die Windin los!

In Langenau tritt an Stelle der Windin die Melusine; man sagt dort: die Melusine pfeift, um Ratibor und Rybnik: die Melusine heult!

Wie von unsern Vorfahren den Windgeistern geopfert wurde, so geschieht es noch heute hier und da. Um einen Sturm zu beschwichtigen, nimmt in Schlesien (Grafschaft) ein Sonntagskind ein Maß Mehl und streut es zum Dach- oder Bodenfenster hinaus, wobei es spricht:

Wind, Wind,

Ich bin ein Sonntagskind,

Da hast du ein Mäßlein Mehl zum Suppen,

Geh' heim und laß dir's kochen!

Im Sturme, den man bei uns scherzhaft einen richtigen Blasius (von blasen!) nennt, zieht der Nachtjäger mit dem wilden Heere durch die Lüfte, und das Volk weiß viel von ihm zu erzählen. Weht ein steifer Wind drei Tage lang oder erhebt er sich plötzlich abends oder nachts, so heißt es allgemein: es hat sich einer erhängt, der Wind läutet ihm aus; alter Glaube an das Zürnen des Luftgottes, der die Leiche in seinem Elemente nicht duldet.

Dem Winde soll man nicht fluchen, sonst würde er das Leichentuch und mit ihm den Sarg des Fluchers von der Bahre herunterwerfen.

Auf große Winde folgen große Kriege. Heult der Wind im Ofenloche, wird es kalt. Gefährlich sind besonders Wirbel- oder Zwiirbelwinde, sie sind immer giftig. Wer in einen Zwiirbel, auch „Windsbraut“ genannt, gerät, der „bekommt einen Zug ab“, und ein geschwollenes Gesicht, böse, d. i. entzündete Augen, bössartige Hautauschläge, oder gar gänzliche Blindheit sind nach der Volksmeinung die folgen. Teilnehmend fragt man den Kranken „in welchem Winde er das erwischte“. Um sich vor bösem Anhauche zu schützen, spuckt man gewöhnlich dreimal aus und spricht: Pfui, Teufel! oder: Pfui, alte Sau! Es dreht sich nämlich, wie das Volk glaubt, in dem Wirbelwinde eine Heere (oben: Windsbraut) herum. Wer einen solchen Wind durch ein Pflugrad beobachtet, kann die Heere sehen und ist vor ihrem Anhauche sicher. Der Wirbel schadet auch nicht, wenn man Eisen, z. B. ein Messer, hineinwirft.

Die Erde war den Germanen und Slaven heilig, und das Christentum schuf darin keinen Wandel, denn von Erde sind wir und zur Erde kehren wir zurück. Wie in altdeutscher Zeit legt man noch heute das neugeborene Kind auf die bloße Erde, damit es stark und kräftig werde, den Sterbenden, damit er leichter sterbe (Oberschlesien). Gegen die wilde

Jagd schützt man sich, indem man sich auf die Erde wirft. Wenn mehrere Kinder gestorben sind, giebt man den neugeborenen, um sie am Leben zu erhalten, Vornamen, die mit „Erd—“ anfangen, wie Erdmann, Erdmut. Auf ein altes Opfer deutet der mir versicherte Brauch aus Arbeiterkreisen, von einem frisch eingeschenkten Gläschen Schnaps ein paar Tropfen zur Erde zu gießen, bevor man trinkt.

Die Erde ist Heimatboden. Wer sich von Hause etwas Erde mit in die ferne nimmt, bekommt kein Heimweh.

Aberglaube in Oberschlesien.

Von

Wilhelm Koenig, Laurahütte.

Der Aberglaube ist ein Kind der Unwissenheit. Er zeigt sich in den verschiedensten Gestalten überall da, wo Kenntnisse und Einsicht fehlen, um die Lücken und Dunkelheiten der Erfahrung in dem Zusammenhange der Ereignisse auszufüllen, und er bewegt sich in phantastischen Meinungen, durch welche diese Lücken angeblich ausgefüllt und diese Dunkelheiten vermutlich aufgeklärt werden. Sein Gebiet ist besonders das der Naturerscheinungen, namentlich solcher, welche mit menschlichen Schicksalen und Zuständen in Verbindung stehen; daher erstreckt er sich vom Glauben an die Zaubermacht gewisser Worte bis hinauf zur Sterndeuterei.

So platt und geistlos die verschiedenen Formen des Aberglaubens auch erscheinen, so entbehren sie doch teilweise eines tiefen poetischen Reizes nicht, insofern der Aberglaube sich die einzelnen geheimnisvollen Naturkräfte als Personen vorstellt, die als Geister die Welt bevölkern.

Der Aberglaube kann ebenso harmlos sein, als auch auf seine Anhänger verderblich wirken; immer aber bleibt er, als geschichtliche Thatsache betrachtet, sehr belehrend für den allgemeinen Gang der menschlichen Bildung, für das Temperament, die Sinnesart und die Bildungsstufe einzelner Völker und Zeitalter.

Unser liebes Oberschlesien, über dem bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch vielfach Nacht und Grauen lag, lieferte dem Aberglauben einen kräftigen Nährboden, besonders auf dem platten Lande, wo die gruseligsten Erfahrungssätze von den altehrwürdigen Greisen, Mähmen und Basen beim Spinnen oder Federnschleifen in den kleinen, dumpfigen Stübchen

während der langen, bangen Winterabende bei des Talglichts oder der Öllampe mattem, trübem Schein den andächtigen, von Schauer erfüllten Zuhörern — Männern und Frauen, Kindern, Knechten und Mägden — getreulich überliefert wurden.

Treten wir im Geiste auch einmal ein in einen solchen Kreis, und wir erlauschen:

1. Am Abend vor Martini (11. November) verbinden die heiratsfähigen Töchter des Hauses einem Gänserich die Augen, stellen ihn mitten ins Zimmer und setzen sich in weitem Kreise um ihn. Diejenige, auf welche der Gänserich zuläuft, wird zuerst heiraten.

2. Am Andreas-Abend (30. November) legen junge Mädchen Blei auf eine Kohlenschaufel und halten diese so lange über der glühenden Kohle im Ofen, bis das Blei schmilzt. Die flüssige Masse wird dann in ein bereitstehendes Gefäß mit kaltem Wasser geschüttet. Nach dem Erkalten erkennt man aus den verschieden geformten Figuren, die der Schatten des wieder erstarrten Bleies an der Wand zeigt, den Stand des Zukünftigen.

3. An demselben Abend bricht man ein Kirschbaumreis, steckt es in eine Flasche mit Wasser und verklebt die Öffnung der Flasche mit Lehm. Am Weihnachtsabend blüht das Reis. Nimmt man nun dasselbe in die erste Messe am Weihnachtsmorgen mit, und sieht man durch dasselbe nach dem Altar, so gewahrt man den Herrentanz.

4. Was man in den Nächten von Sonnabend auf Sonntag in der Adventszeit träumt, das geht in derselben Reihenfolge in den einzelnen Quartalen des neuen Jahres in Erfüllung.

5. Am Weihnachtsabend ißt man vier Nüsse. Daran, ob dieselben gut oder schlecht (schwarz) sind, erkennt man, wie es mit seiner Gesundheit in den nächsten Vierteljahren bestellt sein wird.

6. An diesem Abend brennen während des Abendbrots zwei Lichter. Die mit am Tische sitzende Person, deren Kopf an keiner Wand einen Schatten zeigt, stirbt bald.

7. Wer am Tage der unschuldigen Kinder (28. Dezember) mit Nadel, Schere oder Messer umgeht, der verletzt sich.

8. Am Sylvester-Abend wird das Glückheben geübt. Brot, Geld, Ring, Kohle und Salz werden einzeln durch Teller verdeckt. Die Neugierigen treten nacheinander ins Zimmer ein und heben je einen Teller auf. Je nachdem sie das eine oder andere aufdeckten, winkt ihnen: Zufriedenheit (Brot), Reichthum (Geld), Heirat (Ring), Krankheit (Kohle) oder Gesundheit (Salz).

9. An demselben Abend wird auch der Pantoffel geworfen. Die Person wird, nachdem ihr zuvor die Augen verbunden wurden, einigemal

herumgedreht. Hierauf wirft sie einen Pantoffel rücklings über ihren Kopf. Fällt nun der Pantoffel so, daß die Fußspitze nach der Thür zeigt, dann wird die betreffende Person bald das Haus verlassen (heiraten), andernfalls wird sie noch weiter im Hause bleiben.

10. Wenn man sich am Neujahrmorgen mit einem brennenden Lichte in die Schlafstube begiebt, so kommt dem Eintretenden die Gestalt desjenigen entgegen, der in dem angefangenen Jahre in der Familie stirbt.

11. In der Auferstehungsnacht muß man zwischen 12 und 1 Uhr aus einem flusse Wasser holen. Auf dem Gange darf man kein Wort sprechen. Dieses für das ganze Jahr aufzubewahrende Wasser wird nicht stinkend und ist als „Lebenswasser“ ein sicheres Heilmittel gegen alle Krankheiten.

12. Am Morgen des ersten Ostertages tanzt und springt die Sonne beim Aufgange.

13. Ein Mädchen, das fleißig das Licht putzt, bekommt einen guten Mann.

14. Mädchen, die bei der Wäsche sich sehr naß machen, bekommen versoffene Männer.

15. Es ist nicht gut, wenn eine Braut am Hochzeitstage mehrere Myrtenkränze empfängt.

16. Regen am Hochzeitstage bedeutet Thränen in der Ehe. Und wieder:

17. Wenn es der Braut in den Kranz regnet, so ist die Ehe glücklich und gesegnet.

18. Wenn die Brautleute bei der Trauung nicht ganz eng zusammen knieen, so kommt bald etwas zwischen die Eheleute, was das häusliche Glück stört.

19. Besonders ist das enge Zusammenkniesen erforderlich, wenn Braut oder Bräutigam dem Witwenstande angehören, weil die oder der Verstorbene sich nämlich bemüht, die frühere Stellung einzunehmen.

20. Wenn es der Braut gelingt, während der Trauung dem Bräutigam auf den Rockschöß zu knieen oder ihn auf den Fuß zu treten, so führt sie das Regiment im Hause — und umgekehrt.

21. Wenn das Brautpaar zum Opfer geht, soll die Braut vorgeben, sie hätte es verabsäumt, sich Geld einzustecken. Hilft ihr der Bräutigam damit aus, so führt sie im Hause die Kasse.

22. Wenn die Frau im Wochenbett liegt, darf sie sich in den ersten drei Tagen die Haare nicht kämmen, sonst leidet sie zeitlebens an Haarausfall.

23. Läßt man eine Wöchnerin am Abend allein, so stößt ihr Unglück zu.

24. Läßt man ein Kind während der sechs Wochen allein im Zimmer, so nimmt es der Teufel aus der Wiege, und er legt einen Wechselbalg hinein.

25. Kinder unter einem Jahr dürfen nicht in den Spiegel sehen, sonst sterben sie.

26. Sie dürfen einander nicht küssen, sonst lernen sie niemals sprechen.

27. Bekommt ein Kind die obersten Zähne zuerst, so muß es bald sterben.

28. Weiße Punkte an den fingernägeln bedeuten Glück.

29. Man darf einander die Hände nicht besehen, sonst bekommt man Schelte.

30. Träumt man vom Zahnausfallen, so deutet das auf einen Todesfall hin. Ob man bei dem Verlust des Zahnes Schmerz empfand oder nicht, das deutet daraufhin, ob die Trauer den Träumer schmerzlich berühren wird.

31. Sieht man im Traume das Feuer hell auflodern, so winkt einem Glück, namentlich in der Lotterie.

32. Sieht man im Traume ein offenes Grab, so weist dies auf einen nahe bevorstehenden Todesfall in der Verwandtschaft hin.

33. Träumt man von Läusen, so bekommt man Geld.

34. Juckt einem die linke Hand, so hat er Geld zu erwarten.

35. Wem die rechte Hand (im Handteller) juckt, der wird Geld ausgeben.

36. Begegnet man am Morgen zuerst einem alten Weibe, so bringt einem der Tag Pech.

37. Begegnet einem am Morgen ein Kind, so ist der Tag glückverheißend.

38. Der Kaufmann bemißt sein Geschäft für den Tag schon im voraus danach, ob der Handkauf bei ihm durch eine alte oder eine junge Person gemacht wurde.

39. Läuft einem auf einem Ausgange eine Katze oder ein Hase über den Weg, so bedeutet das Pech, und es soll zur Umkehr mahnen.

40. Juckt einem die Nase, so erfährt man bald eine Neuigkeit.

41. Klingt's einem in den Ohren, so spricht man über ihn.

42. Brennt einem das linke Ohr, so wird er etwas Unangenehmes hören. Mit dem rechten Ohr verhält es sich umgekehrt.

43. Träume, in denen man mit Waschfrauen zu thun hat, deuten auf Geflätsch hin.

44. Träumt man von Geistlichen, so wird man in ein unangenehmes Geflätsch verwickelt werden.

45. Zeigt sich am Himmel ein Komet, oder steigt das Nordlicht bis zu unserem Horizont empor, so bedeutet dies Krieg oder ein großes Unglück für das Land.

46. In der Nacht zwischen 12 und 1 Uhr gehen die Geister um.

47. Einen neuen Anzug oder ein neues Kleid muß man zum erstenmal an einem Sonn- oder Feiertage tragen.

48. Erbsen, die nach Sonnenuntergang gesäet sind, werden von den Sperlingen nicht geholt.

49. Ein gefundenes Hufeisen muß man an der Thürschwelle anschlagen, denn es bringt Glück ins Haus.

50. Ist bei Tische alles aufgegessen worden, so deutet dies auf gutes Wetter.

51. Bleibt eine Feder, eine Gabel oder ein Messer beim Herunterfallen in der Diele stecken, so wird Besuch kommen.

52. Sprechen zwei Personen zu gleicher Zeit dasselbe Wort, so ist gleichfalls Besuch zu erwarten.

53. Viele Krankheiten können durch gewisse Personen — gewöhnlich fromme alte Weiber — durch „Besprechen“ oder „Versegenen“ geheilt werden, so z. B. die Kopfroße.

54. Die lästigen Warzen an Händen und Füßen entfernt man auf folgende Weise: bei abnehmendem Mond überstreiche man die Warzen dreimal kreuzweise mit einem Stückchen Fleisch, das man darauf in ein offenes Grab wirft oder an einem feuchten Orte (am besten unter einer Dachrinne) vergräbt. Mit Eintritt des Neumonds sind auch die Warzen verschwunden.

55. Leute, die am Sonntag geboren, sind Glückskinder.

56. Wirft man in ein brennendes Haus eine dreifarbige Katze, so bleibt das Feuer auf seinen Herd beschränkt.

57. Putzen sich die Katzen, so wird es schön.

58. Putzen sich die Katzen, so giebt es Besuch.

59. Sieht man eine Sternschnuppe fallen, so soll man sich schnell etwas wünschen. Das Gewünschte geht dann in Erfüllung.

60. fällt einem etwas ins Auge, so hält man das Auge mit dem Finger zu, spuckt dreimal aus und spricht dabei jedesmal: „Teufel, geh raus, Mutter Gottes komm rein!“ Der Fremdkörper verschwindet damit.

61. In der Neujahrsnacht müssen die Bäume im Garten mit Kalk betüncht werden; dann bleiben sie von Ungeziefer verschont.

62. Heult ein Hund in der Nacht, so wittert er eine Leiche. Wohin der Hund das Gesicht dabei wendet, dort wird die Leiche zu finden sein.

63. Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen, Spinne am Abend bringt Erquickung und Labung.

64. Sieht sich jemand im Traume selber als Leiche, so stirbt er bald.

65. Sitzen 13 Personen an einem Tische, so stirbt eine derselben innerhalb Jahresfrist.

66. Wer einen Meineid leistet, stirbt gleichfalls innerhalb eines Jahres.

67. Knacken die Möbel in der Nacht, so tritt ein Todesfall ein.
68. Der Kuckuck gilt als Wahrsager unter den Vögeln. Auf die Frage des Menschen: „Kuckuck, wie lange lebe ich noch?“ verkündet die Zahl der Rufe die Anzahl der Jahre, die der Frager noch zu leben hat.
69. Hat jemand, der eben den ersten Kuckucksruf im Frühlinge vernimmt, Geld in der Tasche, so wird es ihm das ganze Jahr hindurch nicht fehlen.
70. Wer von jungen unverheirateten Leuten bei Tische ein frisches Pfund Butter oder ein Brot anschneidet, muß noch sieben Jahre auf seine Hochzeit warten.
71. Wer in der Gesellschaft über die Tischecke zu sitzen kommt, muß, wenn er unverheiratet ist, noch sieben Jahre warten.
72. Ein Mädchen, das eine Herrenkopfsbedeckung aufsetzt, muß gleichfalls noch sieben Jahre bis zu seiner Hochzeit warten.
73. Will man von jemandem treu geliebt sein, so muß man ihm drei Tropfen Blut von sich in irgend einem Getränk oder einer Speise geben.
74. Vom Brautkleid darf kein Flickfleck fortkommen.
75. Wenn eine Braut ihre Ausstattungswäsche mit dem Namen zeichnet, den sie künftig als Frau führen soll, so geht die Partie auseinander.
76. Eine Braut darf ihrem Bräutigam keine Socken stricken oder Hosenträger sticken, sonst wird er ihr untreu.
77. Junge Mädchen müssen, wenn sie zu stricken aufhören, stets bis zur Nacht stricken, sonst bleiben die Freier weg.
78. Wenn einem Mädchen die Bänder an der Schürze aufgehen, so daß es die letztere verliert, so kündigt sich der Schatz.
79. Wer schluckt, an den denkt man.
80. Wenn die Näherin beim Nähen eines Kleides sich sticht, so wird die Trägerin des Kleides in demselben sponsieren.
81. Es giebt Ahnungen von bevorstehenden Unfällen.
82. Kann jemand nicht zum Sterben kommen, so lege man ihn in ein anderes Bett.
83. Auf Hühnerfedern kann kein Mensch sterben.
84. Steht eine Leiche im Hause, so werden die Fenster geöffnet und die Spiegel verhängt. Wird die Leiche fortgetragen, so muß man schnell die Thüren schließen, sonst folgt bald noch eine.
85. Verläßt der Geistliche den Kranken, so löscht man bei seinem Hinausgehen die Kerzen rasch aus. Zieht der Kerzenrauch nach der Thür, so stirbt der Kranke; schlägt er ins Zimmer zurück, so wird der Kranke wieder gesund.
86. Wenn jemand für tot gesagt wird, so lebt er noch lange.

87. Wenn ein frisches Brot angeschnitten wird, muß man zuvor an dasselbe mit dem Messer drei Kreuze machen.

88. Das angeschnittene Brot darf nie so auf den Tisch gelegt werden, daß die Schnittfläche nach der Thür gerichtet ist.

89. Bezieht man eine neue Wohnung, so trägt man zuerst Wehwasser, Brot und Salz in dieselbe.

90. Regnet es den Frauen in die große Wäsche, so sind ihnen die Katzen ungnädig, denn sie haben diese Tiere nicht gut gepflegt.

91. Wenn der Hund Gras frißt, ist Regen im Anzuge.

92. Leckt sich die Katze gegen den Haarstrich, so folgt Regen oder Sturm.

93. Geben die Kühe schlechte Milch, wollen die Schweine nicht fressen, so sind sie verheert. In dieser Zeit darf aus dem Hause nichts verborgen werden, denn innerhalb dreier Tage wird die Heere kommen, um irgend ein Gerät zu borgen. Ihre Bitte muß aber abgeschlagen werden.

94. Wer beim Alpdrücken mit aller Gewalt sich doch erhebt und den Alp erfaßt, hat, sobald er Licht macht, einen Strohhalm in der Hand.

95. Wird jemand vom Alp gedrückt, so sage er: „Komm morgen früh zum Kaffee!“ Um die frühstückszeit wird sich der Alp bestimmt einstellen und sich in nichts sagenden Redensarten ergehen. Stellt man nun einen Besen verkehrt in die Ecke an der Stubenthür, so kann der Alp trotz seiner immerwährenden Beteuerungen: „Ich muß schon gehen!“ doch nicht hinaus, bis man den Besen wieder weggenommen hat. Ein derart gepeinigter Alp belästigt denselben Menschen nicht wieder.

96. Kluge Kinder werden nicht alt.

97. Gute Kinder sterben früh.

98. Siegt jemand im Sterben, so müssen die Umstehenden sich ja hüten, durch lautes Weinen die entflohene Seele zurückzurufen, da der Betreffende sich sonst noch lange quälen muß.

99. Wer beim Sitzen auf einem Stuhl die Beine gleichmäßig vor- und rückwärts bewegt, läutet den Teufel aus.

100. Wenn ein Schwalbenpaar im Hause nistet, so zündet kein Blitz. —

Die vorausgeführten Beispiele, denen noch viele ähnliche angereiht werden könnten, zeigen, wie fest der Aberglaube in Oberschlesien Wurzel gefaßt hatte. Das Zeitalter des Dampfes, des Magnetismus und der Elektrizität, überhaupt des Fortschritts, hat auch den Oberschlesier geistig ein gut Teil weiter gebracht, wenn auch heut noch nicht behauptet werden kann, daß das Volk mit dergleichen abergläubischen Ansichten, in denen allerdings eine gewisse Lebensweisheit unserer Väter unverkennbar ver-

borgen liegt, allgemein gebrochen hat, und ohne weiteres zugestanden werden muß, daß es noch mancher Mühe und Anstrengung bedürfen wird, bis der letzte Rest jener Überlieferung allgemein als das erkannt sein wird, was er in Wirklichkeit ist: vielfach ein Zeugnis dafür, welcher sinnigen Natur- und Lebensbetrachtung sich unsere biederen Vorfahren befleißigten.

Welche Gefahren drohen der Vegetation des oberschlesischen Industriebezirkes, und wie ist ihnen wirksam zu begegnen?

Von

J. Rieger, Rektor in Lipine O.S.

II.

Nachdem wir die besonderen Gefahren, denen die oberschlesische Vegetation ausgesetzt ist, kurz beleuchtet haben, handelt es sich in der weiteren Ausführung darum, anzugeben, durch welche besonderen Mittel der Pflanzenwuchs des oberschlesischen Industriebezirkes direkt zu unterstützen und zu fördern wäre.

Hierbei erwarte man jedoch nicht Ausführungen fachmännischer Art über Behandlung und Pflege einzelner Gewächse, deren Anpflanzung sich zur Förderung der heimatlichen Vegetation vielleicht deshalb empfiehlt, um durch ihren Anbau materiellen Nutzen zu erzielen. Denn ganz abgesehen davon, daß für unsere Gegend dieser Zweck erst in zweiter Reihe in Betracht kommen kann, sollen hier nur die auf vieljährige Beobachtung gestützten Ansichten eines Laien wiedergegeben werden.

Die vielen, zuweilen recht umfangreichen, vollständig nutzlos daliegenden Bruchfelder, die zahlreichen, un bebauten Ländereien und die allerorten sich aufstürmenden grauen Schlackenhalde n verleihen unserem heimatlichen Bezirke in der That ein merkwürdig monotones Aussehen. Dem Fremden erscheint daher der oberschlesische Hüttendistrikt einförmig und öde. Jeder empfindet, daß hier nur Bäume und Sträucher, seien es Nutzpflanzen oder Ziergewächse, die nötige Abwechslung zu schaffen vermögen.

Es ist indes allgemein bekannt, daß in unserem Industriebezirke Tadelhölzer nicht gedeihen können, weil ihre klebrig-harzigen Nadeln nur zu schnell von einer festen Staubkruste überzogen werden, welche die winzigen Spaltöffnungen verklebt und das Atmen verhindert. Ebenso bekannt ist, daß die Obstbäume in den Gärten zwar gedeihen, auch blühen, aber nur selten Früchte tragen. Die zarten Staubbeutel werden nämlich, sobald sie

den losen Blütenstaub entfenden wollen, durch den vom Tau befeuchteten Ruß und Straßenstaub ebenfalls verklebt. Auch mag das fehlen der die Bestäubung fördernden Insekten mit dazu beitragen, daß die Blüten unserer Obstbäume so wenig Früchte ansetzen. Der geringe Fruchttertrag sollte jedoch die oberschlesischen Gartenbesitzer nicht abhalten, der Obstbaumkultur aus dem oben angeführten Grunde erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. In der eifrigen Bepflanzung eines jeden disponiblen und geeigneten Gartengrundstückes mit weniger empfindlichen Obstsorten ist ein Mittel gegeben, die niedergehende Vegetation im oberschlesischen Industriebezirk einigermaßen zu heben.

Wenn Obstbäume an unseren Chaussees nicht fortkommen, so hat dies weniger seinen Grund im Straßenstaube, als vielmehr in der Straßenschüttung mit Schlacke und Räumasche. Die giftigen Stoffe dieser Schüttung werden vom Regen gar bald ausgelaugt und in die Tiefe geführt, wo sie die zarten Zellengewebe der Wurzelsfasern töten und — den Baum allmählich zu Grunde richten. In dieser Beziehung ist folgender Vorgang charakteristisch. Ein uns bekannter Gartenfreund beschüttete in seinem Gärtchen einen kurzen Weg, der mit sechs prächtigen Apfelbäumen umsäumt war, in Ermangelung von Sand mit Räumasche. Bald darauf trat andauerndes Regenwetter ein, und schon wenige Tage darnach bekamen die Blätter der erwähnten Bäume ein mattes, welkes Aussehen. Während die übrigen Bäume des Gartens in voller Frische weiter gediehen, gingen jene Apfelbäume trotz der sorgsamsten Pflege langsam zu Grunde. — Räumasche und Schlacke sind also eine Gefahr für jeden Baumwuchs, und will man denselben an den Straßen und Wegen schützen und fördern, so muß mit der jetzt üblichen Art der Straßenschüttung endgiltig gebrochen werden.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß für unseren Zweck die Anpflanzung von Nadelbäumen garnicht in Betracht kommen kann. Auch die Eiche, die Buche und die Linde kommen bei uns erfahrungsgemäß nur kümmerlich fort. Dagegen gedeihen im Bezirke nachgewiesenermaßen vorzüglich alle Pappelsorten, die Birke, die Kastanie, die Akazie, die Erle, der Bocksdorn und vor allem die Weide. Der rationellen Weidenkultur als Mittel zur Vermehrung des oberschlesischen Pflanzenwuchses möchten wir besonders das Wort reden, um so mehr, als die Weide mit jeder Bodenart vorlieb nimmt und nicht allein in feuchter, besserer Erde, sondern sogar auf dem unfruchtbarsten Sandboden gedeiht, vorausgesetzt allerdings, daß man die passende Sorte auf die rechte Stelle bringt.

Die eingehendere Erörterung der Frage: „Welche Baum- und Straucharten eignen sich zur Massenverbreitung im oberschlesischen Industriebezirke?“ überlassen wir berufenerer Seite. Für uns genügt es, unter Hinweis auf

den prachtvollen Beuthener Stadtpark, die sich immer mehr entwickelnde Promenade am Redenberge in Königshütte und den Hüttenpark in Piasniki festzustellen, daß die Zahl der Baum- und Straucharten, die inmitten des oberschlesischen Industriebezirkes gut fortkommen, eine weit beträchtlichere ist, als man gewöhnlich annimmt, und daß sich bei einigem guten Willen auch Mittel und Wege zur allgemeinen Verbreitung solcher Gewächse unschwer finden lassen.

An geeignetem Raume zur Bepflanzung ist im Hüttenbezirke im allgemeinen kein Mangel. Die weitläufigen Bruchfelder nördlich und südlich der Kronprinzenstraße und südlich von Tarnowitz sind für den in Rede stehenden Zweck zunächst ins Auge zu fassen, ebenso die Duckelfelder, von denen manches mit Rücksicht auf seine Ausdehnung ohne Schwierigkeit aufgeforstet werden könnte. Mit Pappelalleen, Birkenschonungen, Weidenkulturen u. s. w. besetzt, würden die erwähnten Strecken an Einförmigkeit verlieren und wohlthuende Abwechslung in die Gegend bringen.

Auch läßt sich ein großer Teil der oberschlesischen Schlackenhalden ohne besondere Mühe bepflanzen. Allerdings haben wir hier nur die in Fristen liegenden und von diesen vornehmlich die Gruben- und Eisenschlackenhalden im Sinne. Da erstere hauptsächlich aus Mergel, Schiefer, Thon, Kohle und Gerölle bestehen, bildet sich infolge Auslaugung, Zersetzung und Verwitterung verhältnismäßig schnell, wenigstens am Fuße der Halde, eine Art Humusschicht, in welcher Gewächse gedeihen. Ein Versuch, ältere Eisenschlackenhalden zu bepflanzen — man gestatte uns hierfür beispielsweise den Dünen- oder Strandhafer in Vorschlag zu bringen — dürfte recht interessante Resultate zeitigen. Daß selbst Bäume auf solchen Halden gedeihen, dafür lieferte z. B. die alte Schlackenhalde gegenüber der Eintrachthütte einen schlagenden Beweis. Die Bewohner von Eintrachthütte hatten Jahre hindurch Gelegenheit zu beobachten, wie auf der genannten Halde in beträchtlicher Höhe ein vereinsamtes Birkenpflänzchen sich zu einem stattlichen Baume entwickelte, der Wind und Wetter trotzte, bis unlängst die Halde abgetragen wurde und der Baum der Art zum Opfer fallen mußte. — Womit die Schlackenhalden bepflanzt werden, dürfte vor der Hand gleichgiltig sein, Hauptsache ist, daß sie bepflanzt und gleichsam in eine Art Remisen umgewandelt werden.

Ferner kann der natürliche Pflanzenwuchs an den fließenden und stehenden Gewässern im Bezirke ganz bedeutend vermehrt werden. Die Ufer der Hütten- und Grubenteiche, die Ränder der Grubenabflüsse und Hüttengräben sind vorzügliche Standorte für die Hanf-, die Mandel-, die Stein- und die kaspische Weide, und warum sollte in den Bruchfelder- sumpfen und Lehmlachen z. B. die sonst so verbreitete gelbe Teichrose nicht

gedeihen? — Außer den hier genannten dürfte noch manches andere abgelegene Plätzchen zu finden sein, das zur Hebung und Vermehrung der ober-schlesischen Vegetation sich erfolgreich bepflanzen ließe.

Endlich wollen wir hervorheben, daß die vermehrte gärtnerische Ausschmückung der Kirchhöfe im ober-schlesischen Industriebezirke ein recht beachtenswertes Förderungsmittel der heimatlichen Vegetation bildet. Mancherorts sind die Kirchhöfe in Bezug auf Pflanzenwuchs und gärtnerische Ausschmückung arg vernachlässigt. Das Verziehen der Familienangehörigen nach dem Ableben des Ernährers mag mit dazu beitragen, daß viele Gräber mancher Friedhöfe überhaupt nicht bepflanzt und gepflegt werden. Aber auch der leidige Platzmangel verbietet oft eine ausreichende Anzahl genügend breiter, mit Bäumen hinreichend beplanzter Wege anzulegen und für die private Grabbepflanzung auch nur das bescheidenste Plätzchen einzuräumen. Denn trotz der stets bereiten Opferwilligkeit unserer Bevölkerung für kirchliche Zwecke und der Bemühungen der Kirchenvorstände werden im Hütten- und Kohlenreviere im großen und ganzen immer noch die Friedhöfe zu klein angelegt. Diese Thatsache ist im Interesse der ästhetischen und sittlichen Erziehung der Bevölkerung, vor allem aber im Interesse der Vegetation selbst zu beklagen.

Die jüngst von einer Seite vorgeschlagene Einrichtung einer gärtnerischen Versuchstation im Centrum des Bezirkes könnte zur Zeit wenig Erfolg versprechen, da es sich aus dem eben angegebenen Grunde nur schwer ermöglichen lassen würde, das dazu erforderliche Grundstück zu beschaffen. Muß man doch in unserer Gegend auf weit wichtigere Mittel zur Förderung und Vermehrung der Vegetation, z. B. Schulgärten, Spielplätze, gärtnerische Anlagen bei den Bahnhöfen der ober-schlesischen Hauptbahn u. s. w., deshalb verzichten, weil hierzu kein Raum vorhanden ist. Aus ganz demselben Grunde verzichten selbst einsichtige Industrielle Oberschlesiens zum Nachtheile unserer heimatlichen Vegetation schon auf die Wohlthat eines besonderen Hütten- bezw. Grubenparkes.

In unserem heimatlichen Bezirke ist es bis jetzt den Stadtverwaltungen immer noch gelungen, die zur Anlage von öffentlichen Promenaden notwendigen Gelände — natürlich unter Aufwendung ganz erheblicher Kosten — zur Verfügung zu stellen. Zweifellos schreitet in dieser Beziehung die Stadt Beuthen, die alte Centrale des Bezirkes, an der Spitze. Ihr prächtiger Stadtpark ist unstreitig ein Glanzpunkt Oberschlesiens. Es ist für jeden Natur- und Volksfreund erhebend, zu sehen, wie allhier in der heißen Jahreszeit, besonders des Sonntags, die Bevölkerung selbst aus der ferne herbeiströmt, um sich in den schattigen Laubgängen zu erfrischen und an dem drolligen Treiben der gezähmten Tiere zu erfreuen. Welch' hohe volks-

erzieherische Bedeutung hat dieser Park nicht für den ganzen Industriebezirk! Auch die übrigen Städte im Hüttenbezirke: Kattowitz, Gleiwitz, Königshütte, Tarnowitz und Myslowitz sind eifrig bemüht, nicht nur ihre öffentlichen Promenadenanlagen zu erweitern und zu verschönern, sondern auch die Plätze und Straßen im Innern der Stadt nach Möglichkeit zu bepflanzen und dadurch wesentlich die oberschlesische Vegetation zu unterstützen.

Möchten doch die größeren Industrieorte des Bezirks diesem Beispiele bald folgen!

Weihnachts- und Neujahrsgebräuche in Oberschlesien.

Von

Paul Eechmann, Tharnau.

Wenn wilde Herbststürme als Vorboten des Winters über Wälder und Fluren wehen, wenn das glutheiße Sommer Sonnenbild sich in eine fahle, matt leuchtende Scheibe verwandelt und der Himmel seinen hellen Glanz verloren hat, und wenn auf der Erdoberfläche in unserm Norden alles so schattenhaft-trübe aussieht, da der Schmelz der Farben der Blumenwelt verblaßt und die lebendige Gestaltfülle der sonnenreichen Kinder Floras ins Grab gesunken, dann fühlt auch der Mensch sein Gemüt bedrückt und jene geheimnisvolle innerste Bewegung des Herzens, die um Vergangenes oder Verlorenes trauert und die wir bezeichnend Wehmut nennen, durchzittert unsere Seele, und wie bange Ahnung legt sich's auf unsern Geist, und die Welt wird uns so öde und so leer und wir sind mit uns selbst unzufrieden, und wir fühlen so recht, wie alle unsere Erdgefühle und Empfindungen, die sich in unserm kleinen Menschenherzen konzentrieren, beeinflusst sind von jener großen Naturgewalt, die wie ein geistiges Fluidum besonders auf die Menschennatur so vielfach wirkt. Trüber Himmel, graue, sturmgejagte Wolken, Kälte, Winternacht und Schnee, alles dies beklemmt unsre Brust und stimmt uns traurig. Und so wie wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts auch heute noch empfinden, trotz vorgeschrittener Wissenschaft und Kunst, so und in noch intensiverer Weise fühlten auch unsere Vorfahren der Urzeit. Und diesen Gefühlen gaben einst unsere Urväter in ihren Sitten und Gebräuchen vielfachen und prägnanten Ausdruck, und wir Neueren selbst spotten zwar oft über alte Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren, aber wir vermögen uns trotzdem alt angeerbten Wahns nicht zu entledigen; das beweisen auch in heutiger Zeit unsere „Weihnachts- und Neujahrsgebräuche“.

Wollen wir von diesen „Gebräuchen“ sprechen, so müssen wir auf die heidnisch-germanischen Volksitten zurückgreifen.

Es sei da zuerst erinnert an das Fest der Wintersonnenwende, welches dem „Sonnenkultus“ entsprang. Es fiel in die Mitte des Monats Dezember, war das Hochfest des altgermanischen Jahres und dauerte drei Tage. Nach dem Glauben der alten Germanen, den in vielfacher Beziehung in späterer Zeit auch die „Slaven“ teilten, kamen die Götter aus Walhalla auf die Erdsflur und zogen segenspendend durch die Gauen. Reste dieser Ansicht über das Wirken der „lichten und finstern“ Götter sind bis in unsere Zeit hinein in allen deutschen Gauen erhalten geblieben; freilich hat das Christentum diese heidnischen Gebräuche mehr und mehr ihres heidnischen Charakters entkleidet, sie veredelt und mit den kirchlichen Bräuchen, besonders des Mittelalters, zu verschmelzen gesucht. Eine seltsame „Feierzeit“ unserer Vorfahren war das „Julfest“ nach der Sonnenwende. Es muß dieses Fest hier besonders hervorgehoben werden, da es in innigster Beziehung zum „christlichen Weihnachtsfest“ steht. Die heidnische „Julfeyer“ mit ihren Gebräuchen ist ganz besonders auch in früher Zeit in Oberschlesien vom Volke in sein Leben und Weben aufgenommen worden; ja an manchen Orten unserer Heimatsprovinz erinnern gewisse Redensarten, die zu Weihnachten bei der gegenseitigen Beschenkung oder Bescherung gebraucht werden, noch an den Ausdruck „Julkflapp“, der von den heidnischen Voreltern die aus einem „Versteck“ geworfene „Julgabe“ begleitete. Die alten Nordlandskönige suchten, als sie Christen wurden, im Verein mit den Glaubensboten dem Volke die neue christliche Religion dadurch angenehmer zu machen, daß sie, soweit es anging, aus dem Heidentum — wie schon angedeutet wurde — manche Gebräuche in das christliche Volksleben mit hinübernahmen. So wurde ganz besonders die feier des heidnischen „Julfestes“ mit dem Geburtsfeste des Heilandes verschmolzen . . . Das heutige christliche „Weihnachtsfest“ zeigt auch in unserm Oberschlesien noch manche Spur des ehemaligen heidnischen „Julfestes“. Im oberschlesischen Landvolk finden sich bis ins jetzige Jahrhundert hinein erkennbare Reste jener altheidnischen Weihnachtsgebräuche. Ich erinnere hier nur an die Zeit der sogenannten „Zwölften“, d. i. von Weihnachten bis Heiligen-Dreikönig. Noch immer meint man, um diese Zeit des Jahres gehe es am Himmel oben und auf der Erde unten nicht wie sonst mit rechten Dingen zu; es geschieht, glaubt man, Geheimnisvolles in Natur und Menschenleben, und in den „Drei Rachnächten“ weicht die Natur vollends von ihrer gesetzlichen Ordnung der Dinge ab. Man belausche nur so recht die dunklen Regungen der Volksseele in Oberschlesiens Gauen und man findet neben dem modernen geistigen Fortschritt die kindlich naive Gemütsstimmung, die

schlichte Geistesinfaß, die sich am wohlsten fühlt, wenn sie die Naturvorgänge ins Reich der Geisterwelt hinüberleitet. Die Volkspheantasie schafft Gebilde seltsamer Art, bei ihr ist der Spruch anwendbar:

„Was nie und nirgends ist geschehen,
Das allein ist wahr.“

Das Mütterlein im grauen Haar wie die holde „Maid“ in ihrer geistigen und körperlichen Frische, der Greis wie der Bursche, sie alle können sich nicht losmachen von dem Wahn, daß um die Weihnachtszeit die Geister mit ihrem geheimen Weben hineinspielen in die irdischen Naturerscheinungen und sogar die Geschicke der Menschenkinder bestimmen und leiten. Man glaubt eben um die Weihnachtszeit die Natur mit wunderbaren Kräften beseelt und die Zukunft erschlossen.

Nach der Volkspheantasie wird um Weihnachten das Reich der Lüfte erfüllt mit jenem Dämonenheer, das in wilder Jagd Berg und Thal, Fluß und Wald mit wildem, wüsten Stimmengewirr durchbraust. Gespenster treiben ihr Unwesen und schrecken in düstrier Gestalt und durch unheimliches Gebahren die Erdbewohner. Hexen und Zauberweiber entstehen gleich Macbeth's Schicksalschwester aus Wasserblasen und beeinflussen das Thun der Menschen; sie streuen die schlimme Saat der finstern Gedanken in den Herzensgrund, auf daß daraus entkeime die „schwarze Unthat“ und der Jammer und das Verderben. Der kinderschreckende böse Mann, der rauhe Rupprecht, bedroht die Kinderwelt, droht und straft und raffelt davon.

Doch genug davon! Gehen wir nun im folgenden etwas näher ein auf jene alten Gebräuche und Sitten, die beim oberschlesischen Volke bis in unsere Zeit hinein sich erhalten haben und die der Weihnachtszeit eine gar seltsame Signatur verliehen und noch verleihen.

Beginnen wir mit der Adventszeit. Es ist Monat Dezember; die Natur hat das Kleid der Schönheit verloren, entzaubert liegt sie wie sterbend vor uns. Die Volkslust und die üblichen lärmenden Volksvergüngen sind verrauscht, denn genahet ist die ernste Zeit des Jahres, die „Vorfeier“ des Weihnachtsfestes.

Mit Hangen und Bängen sieht die Kinderwelt dem sechsten Dezember entgegen; denn an diesem Tage wandelt St. Nikolaus in Hütte und Palaß, um die guten Kinder zu lohnen und die bösen zu strafen. In Oberschlesien sagt man: „Nikolaus“ oder kurzweg „der Nickel“ kommt; den bösen, altheidnischen Rupprecht kennt man weniger. Eigenartig ist der Auftritt des „Nickels“. Sobald es Abend geworden, überschleicht die sonst so frohen Kinderherzen ein Gefühl der Furcht; Erwartung liegt auf den lieben Gesichtchen, scheu lugen sie zum Fenster hinaus, still sitzen sie wie Mäuslein; denn nun heißt es: „Der Nickel kommt!“ —

Da pocht es an das verschneite Fenster — „Kling, klang!“ flirrt es wieder, und Ketten rasseln und Brummlaute erschrecken die lauschenden Kinderherzen. Ängstlich huschen die kleinen Leutchen ins Versteck oder schmiegen sich an die Mutter . . . Nun öffnet sich mit viel Geräusch die Hausthür — jetzt ein gewaltiger Stoß, und die Stubenthür springt auf, und herein stolpert die wilde Gestalt des Nickels; die Ketten, um den Leib des Unholds geschlungen, rasseln fürchterlich, die Brummlaute werden stärker. — Plötzlich fällt Nikolaus lang in die Stube hinein; einige Gesellen, die verlarvt wie der Nickel sind, führen diesen und halten ihn, wenn er hinfällt, an einem Strohschle. Den Leib des Ungetüms umhüllt ein umgedrehter Pelz; auf dem Kopfe sitzt ihm die Pelzmütze, in der Faust schwingt er den Knüttel, in Oberschlesien „Kluppel“ genannt. Den „Nickel“ stellt gewöhnlich ein junger Bursche des Dorfes, oft aber auch ein Verwandter der Familie vor. Der Reihe nach müssen nun die Kinder des Hauses vortreten. Ein jedes muß ein „Sprüchlein“ aussagen oder ein Gebet vortragen. Ist dies geschehen, so schüttelt der Nickel seinen mit kleinen Gaben versehenen Sack und beschenkt die zitternden Kleinen mit Nüssen, Äpfeln und Backwerk. Öfter teilt er mit der Rute auch Schläge aus. Mit vielem Lärm trottet er dann wieder hinaus und besucht das Nachbarhaus. Meist werden alle Häuser des Dorfes besucht. Ist das „Nickelspiel“ vorüber, so versammeln sich die Burschen des Ortes im Kretscham, und hier wird ein gemeinsamer, gemüthlicher Trunk genommen, und ein Spielchen mit Karten bildet den Schluß des Aktes . . .

Nach dem Nikolaustage tritt wieder Stillleben im Dorfe ein. Die wenigen Tage, die noch von Weihnachten trennen, verfliegen den Kindern, und abermals füllt bange und doch auch wieder ahnungsvolle, fröhliche Erwartung die Kinderherzen.

Während der Zeit von Nikolaus bis zum Christfest werden in den meisten oberschlesischen Dörfern die Kindergeister dadurch zu zerstreuen gesucht, daß sie an den langen, bangen Winterabenden sich am Aufstellen und Betrachten der „Krippe“ oder der „Geburt“ ergötzen. Auf die Zurichtung dieser „Geburt“ wird große Sorgfalt verwendet. Entweder eine Ecke oder oft auch eine ganze Seite des Zimmers wird zur Aufstellung der „Krippe“ benützt. Auf einem langen Brette als Untergrund baut sich eine Terrasse auf. In der Mitte der Terrasse befindet sich der „Stall zu Bethlehem“, dessen Inneres gewöhnlich von kleinen Lämpchen erleuchtet ist. Im Stalle bemerkt man die aus Papier geschnitzten Gestalten des Christkinds, der Mutter Gottes und des heil. Josephs. Ochs und Esel sind nicht. Engelfiguren fliegen um die Geburtsstätte; Hirten knien vor dem „neugeborenen König der Juden“, und hoch oben leuchtet der Wunderstern, der

die heil. drei Könige, die seltsam kostümierten Magier, zum Stalle geführt, wo diese durch gar demütige Adoration und Geschenke dem glanzumstrahlten „Christkinde“ ihre Huldigung darbringen. Eine ganze Anzahl von sonderbaren Gestalten sieht man auf den Terrassen. Zwischen ihnen befindet sich Moos.

An dieser geschmückten, papierenen Herrlichkeit ergötzen sich nun die leuchtenden Kinderaugen an den Dezemberabenden stundenlang. Vor ihrer lebhaften Phantasie öffnet sich beim Anblick der bunten biblischen Gestalten ein Zauberreich, und wie ein süßer Bann legt sich's auf ihre Seelen, und aus ihren frohen Blicken lacht das Glück und die Freude. Und so vergehen die Dezemberabende, und endlich naht sich das Hochfest der „Weihnacht“ mit seinen Mysterien, die Zeit und Ewigkeit, Himmel und Erde umspannen und das leidgequälte, irdische Menschenherz in seinem Tiefsten bewegen.

Aber ehe die „heilige Nacht“ hereinbricht, muß erst noch die Vigilie des Christfestes — der Tag vor Weihnachten, der „heilige Abend“ genannt, — vorübergehen. Dieser Tag hat in allen Gauen unseres Oberschlesiens seine besondere Bedeutung und seine specielle feier. Schon am frühen Morgen werden die „Weihnachtskuchen“ gebacken. In den kleinen und mittleren Städten und Marktflecken Oberschlesiens besuchen die Hausfrauen den „Christmarkt“ und machen daselbst ihre Einkäufe für das Fest oder besorgen für die Kinder und Hausgenossen die „letzten Christgeschenke“. Von den Fischhändlern werden wohl auch die „Weihnachtskarpfen“ feilgeboten, und die sorgsamten Hausmütterchen sind die eifrigen Käuferinnen derselben. Die Bewohner der Dörfer strömen zum Christmarkt herbei und tragen in Huckepacken, Körben und sonstigen Behältern, auch wohl in Tüchern, die Weihnachtsachen nach Hause . . . Am Nachmittag wird von den Frauenhänden eifrig für den Abendschmaus zugerüstet. Von den erwachsenen Söhnen des Hauses oder auch vom Familienvater selbst wird unterdessen der Christbaum gepuzt, d. h. mit Pfefferkuchen-Männlein und Weiblein, mit sonstigem bemalten Backwerk, mit Nüssen, Äpfeln u. s. w. behängt. An die grünen, duftenden Zweiglein des Tannenbaumes klebt man Lichtlein, die am Abende bei der Bescherung angezündet werden. Der ganze Baum wird auch mit Gold- oder Silberfäden übersponnen. Natürlich dürfen die Kleinen, für die der Baum gepuzt wird, nicht ahnen, daß der herrliche „Lichterbaum“ von Menschenhänden so geziert worden ist . . .

Ist endlich der Abend herangenahet und die Wintersonne am grauen Himmel hinabgesunken, dann summt feierlicher Glockenton durch die Lüfte und frohe, festtägliche Stimmung zieht durch die Gemüter der Menschen. Die Tagesarbeit ruht. In den Häusern werden die Kerzen entzündet; am

„heiligen Abend“ dürfen in den meisten Ortschaften Oberschlesiens andere Lichter nicht brennen. Die Hausmutter stellt kurz vor dem Abendessen zwei bis vier solcher Kerzen auf den mit einem blendend weißen Tuche bedeckten Tisch. Auf ein Zeichen des Hausherrn setzen sich die Familienmitglieder und sonstige Hausgenossen, wie Knechte und Mägde, zu Tische . . . Ehe man ißt, sieht man erst nach dem Schatten, den man an der Wand wirft; besonders sucht man peinlich genau nach dem Schatten, den der Kopf an der Wand wirft. Der Volksmund sagt:

„Fehlt dem Kopf der Schatten an der Wand,
Mußt Du wandern, glaub's fürwahr!
Innerhalb von einem Jahr
Zu den Seelen in das Totenland.“

Ist alles in Richtigkeit, d. h. kann jedes der Anwesenden seinen Schatten recht groß und deutlich sehen, so ist das ein gutes Omen, und vergnügt sitzt man nieder, denn nun ist man sicher, daß man nicht das „letztemal“ den heiligen Abend mitfeiert . . . Nun wird die „Fischsuppe“ aufgetragen. Ist diese ausgelöffelt, so folgen die „geschmorten Karpfen“ in der großen Pfanne. Die Speisenden müssen sich aber wohl hüten, auch nur eine der Gräten des Fisches unter den Tisch fallen zu lassen. Wer eine Gräte zu Boden fallen läßt, wird von allerlei Unglück und Krankheit heimgesucht. Sind die Fische verzehrt, dann kommen noch verschiedene Gerichte. Die „Pastinaktunke“ und der „Pfefferkuchen“ dürfen nicht fehlen. In vielen Orten ist man auch „Mohnklöße“ oder „Mohnsemmel in Milch“. Zum Schluß bringt die Hausmutter für jeden der Hausgenossen ein „Häufchen“ Nüsse und einige Äpfel, öfter auch süßes Gebäck. Diese Sachen werden an Ort und Stelle verzehrt. Nach dem Mahle werden die Gräten sorgfältig gesammelt und von einer weiblichen Person unter einen der Obstbäume im Garten getragen. Am heiligen Abend erhält auch das Vieh mehr und besseres Futter als an gewöhnlichen Tagen. Jetzt, nachdem das Essen eingenommen, folgt eine kleine Pause. Der Tisch wird abgeräumt und die Mägde oder Töchter müssen abwaschen, d. i. das gebrauchte Geschirr reinigen. Ist dies geschehen, so erfolgt mit großer Umständlichkeit erst die Bescherung der jüngeren Kinder, dann die der erwachsenen Söhne und Töchter und der Knechte und Mägde, wenn solche vorhanden sind. Auch die Eltern erhalten von ihren Kindern „Christgeschenke“. Die Gaben für die Kinder sind schon wochenlang vorher besorgt worden. Interessant ist die Bescherung für die Kinder.

Ehe der Christbaum angezündet wird, müssen sich die Kleinen in eine Nebenstube begeben, denn das Christkind darf von ihnen nicht gesehen werden, wenn es den Christbaum mit den Geschenken vom Himmel nieder-

bringt. Während gewöhnlich die Mutter die Gaben für die Kinder neben oder unter den Tannenbaum legt, singt das kleine Völklein im Nebengemach einige Weihnachtslieder. Nun ist endlich alles bereit, die Geschenke in einzelne Häufchen sortiert und die Wachlichtlein angebrannt. Da giebt der Vater ein Zeichen mit der Klingel. Das ist für die ungeduldig Harrenden ein Zauberklang. — Die Thür öffnet sich vorsichtig; vorsichtig lugen die hellen Guckäuglein der Kleinen nach dem Zimmer, wo der Christbaum in seiner ganzen Pracht flimmert und glitzert und leuchtet. — Jetzt stürzen die kleinen Gestalten in die helle Stube herein. — Sie stutzen; sie stehen nun wie gebannt. — Endlich bricht der Jubel los. Die Mutter weist jedem sein Geschenk. Die Hände zittern und haschen, die Füßlein trippeln, die Wänglein glühen, die Augen leuchten. — O süße Zeit! O Kinderglück! Wie bist du ein Wonnestrahl aus der lichten Ewigkeit für das junge Herz der kleinen Menschenkinder in dieser bangen Erdenmacht! . . . In manchen Dörfern Oberschlesiens verkleidet sich eine weibliche Person und zieht als „Christkind“ von einem Haus zum andern. Ein faltiges, langes und gewöhnlich weißes Kleid umhüllt die das „Christkind“ spielende Frauensperson; über dem Gesicht liegt ein Schleier, in der Hand trägt sie ein Körbchen mit den Weihnachtsgeschenken. In vielen Ortschaften herrscht bis heute der Brauch, daß das Christkind die Gaben erst dann „einbeschert“, wenn die Kinder schlafen. Gegen Morgen erhalten sie dann die Christgeschenke . . .

Sobald am heiligen Abend die Dämmerung hereinsinkt, vernimmt man von allen Ecken und Enden der Ortschaft her Flintenschüsse. Die Leute sagen: „Böller werden losgelassen“, und die Kinder meinen, das Christkind käme nicht auf die Erde, wenn es nicht auf solche Weise begrüßt würde. Dieses Schießen dauert stundenlang fort . . . Am heiligen Abend gehen die männlichen Dorfbewohner selten in den Kretscham; sie besuchen lieber einander in ihrem Heim; meist treffen mehrere Freunde oder Nachbarn in einem bestimmten Hause zusammen und machen ein Weihnachtsspielchen mit Karten. Es wird gewöhnlich um Rüsse oder auch „Klumpen“ gespielt.

Mit lärmenden Spielen und Vergnügungen mag man den „heiligen Abend“ nicht entweihen. Der Vortag und Vorabend des Weihnachtsfestes wird von vielen Dorfbewohnern Oberschlesiens als eine „absonderliche Zeit“ betrachtet. An diesem Abende singt ein Wundervogel die ganze Nacht hindurch ein Lied so süß, so zaubergewaltig, daß der Zuhörer vor Freude hell auffauchen muß.

Wer in dieser heiligen Nacht stirbt, kann nicht verloren gehen und wäre er der größte Sünder. In der Geburtsnacht des Heilandes können die Tiere sprechen. Noch mehr! Am heiligen Abend hüpfst die Sonne vor

Wonne. In der Weihnacht wagt kein böser Geist zu wandeln, denn diese Nacht ist heilsam allen Kreaturen; da wirkt kein böser Planet, lockt keine Fee, übt keine Here Zauber.

Geht es auf den Morgen zu, so ruft gegen vier Uhr die Glocke des Dorfkirchleins die Bewohner in die „Christmesse“. Da kommen große und kleine Menschenkinder durch die kalte Winternacht zum geschmückten Bethaus geschritten. Schlitten sausen mit herrschaftlichen Bewohnern heran . . . Vor dem Hochaltar des Kirchleins stehen rechts und links große Christbäume, deren Lichterfülle das Auge blendet. Eine „Jubelmesse“ wird vom Kirchenchor aufgeführt und Freude erfüllt die Herzen der Beter.

Mittlerweile ist das Dunkel der Nacht entwichen, das erste Frührot des Himmels bricht durch die Wolken, und die Beter eilen heim und trinken ihren Morgenkaffee. Bald aber rufen die Glocken abermals zum Gotteshaus, und nun beginnt der Hauptgottesdienst.

Wieder geht es feierlich in der Kirche her. Frauen und Mädchen paradieren in ihren besten Kleidern; die seidenen Röcke der Bäuerinnen knistern und knittern; die blauseidene oder braune Schürze überdeckt fast ganz das Kleid und reicht bis zum Saume desselben. Die echt seidenen langen Bänder der weißen, gespitzten Hauben flattern nach hinten und vorn, und über den Busen legt sich die goldene oder silberne Halskette mit dem mächtig großen Dufaten oder sonst einem wertvollen Schaustück. Um die kräftigen Schultern hängt das teure „türkische Tuch“, das früher nur von den wohlhabendsten Bäuerinnen getragen wurde.

In der Hand halten die bäuerlichen Schönen das voluminöse, mit Spangen und anderem messingenen Zierrat ausgestattete Gebetbuch oder den Rosenkranz . . . Die Männerwelt ist einfach, auch am höchsten Festtage, gekleidet. Der Bauer von echtem Schrot und Korn trägt auch heute noch seinen einfachen schwarzen, etwas langgeflegelten Rock, seine dunklen Hosen und die Tuchmütze oder den dunklen Hut. Ja, die älteren Leute haben auch den „Burnus“ noch als „festagsmantel“. Die jungen Burschen lieben schon mehr die moderne Tracht . . . Ist der Gottesdienst aus, so geht es an den Mittagsschmaus. Der feiertagsnachmittag ist für das junge Volk meist recht langweilig. Die Söhne und Knechte schlafen in der Siedekammer oder gehen auf Besuch. Im Dorfkretscham findet sich am „heiligen Tage“ selten jemand ein, denn das wäre gegen Sitte und Manier. Das junge Mädchenvölklein weiß die feiertagszeit schon besser anzuwenden, denn der Kleiderputz wird in solch müßigen Stunden in Kommode oder Truhe fein säuberlich in gehörige Ordnung gebracht, oder es wird gehäkelt und wohl auch gestrickt oder man liest in einem Büchlein, bis die Stunde zum „Verrichten“ — so nennt man das Futter und Melken des Viehs —

da ist. Abends geht man gewöhnlich zeitig zu Bett . . . Wie der erste Weihnachtsfeiertag, so wird auch der zweite, der „Stephanstag“, in der bäuerlichen Familie hingebacht. Tanz im Kretscham darf nach dem Verbot der Kirche noch nicht abgehalten werden, und doch juckt dem jungen Volke die Tanzlust in allen Gliedern. Am „Johannistage“ kommt schon wieder mehr Leben und Bewegung in die Dorfgesellschaft. Die älteren Leute arbeiten freilich schon wieder, aber Burschen und Mägdelein denken gar nicht an der Hände Arbeit; sie wollen erst noch etwas Weihnachtslust kosten; es finden sich am genannten Tage die zärtlichen Pärlein zusammen, und man macht, besonders bei Schlittenbahn, eine Partie in nicht zu entfernte Lustorte, und dort „thut man einen tüchtigen Johannistrunk“, d. h. die Männlein und Weiblein, die Jungfern und Junggesellen verkosten — sind sie gut bei Kasse — einige Sorten Wein; sind sie „arm am Beutel“, so sind sie auch zufrieden, wenn sie eine tüchtige Quantität „gebrannten Wein“, d. h. Schnaps trinken können. Gegen Abend kommt die Gesellschaft wieder heim, und im Dorfkretscham wird der „Johannis-trunk“ fortgesetzt bis in die späte Nacht. Oft wird von den Burschen ein Fäßlein „Bayrisch“ aufgeschrotet und ist dieses leer, ein zweites, drittes, und schüchtern wagt man sich im Stillen an ein kleines Tänzchen. Vom Johannistag bis zum 31. Dezember, dem Sylvestertag, geht das Dorfleben wieder seinen gewöhnlichen, ruhigen Gang. Aber am letzten Abende des „alten Jahres“ flammt noch einmal der Lustfunke auf und manches Männlein taumelt dann lustberauscht aus dem alten in das neue Jahr hinein. Gegen vier, fünf Uhr des Nachmittags des Sylvestertages laden lieblich hell und doch gar ernst des Dorfkirchleins Glockenklänge zur letzten kirchlichen Feier des alten Jahres.

Die Bewohner eilen von der Arbeit hinweg ins Gotteshaus; hier hält der Geistliche die Sylvesterpredigt in eindringlichen, ernstern Worten. Nach der Predigt singt die Gemeinde das *Te deum laudamus*. Mittlerweile ist es Abend geworden und die Bewohner begeben sich nach Hause. Das Sylvestermahl wird eingenommen; wieder giebt es verschiedene Gerichte wie an dem „heiligen Abende“. Die ernste Stimmung ist gewichen, denn man will die letzten Stunden des alten Jahres gemüthlich und vergnüglich verbringen. In vielen oberschlesischen Dörfern finden sich nach dem Abendessen die jungen Burschen an einem bestimmten Orte, meist im Kretscham, zusammen und zechen und jubilieren bis Mitternacht. Wenn der Zeiger der Wanduhr auf Zwölf zeigt, so beginnt ein allgemeines gegenseitiges Glückwünschen zum neuen Jahr. Die überlustigen Gesellen durchziehen singend und jauchzend das Dorf und rufen ihr „Prosit Neujahr!“ wieder und wieder im „Chorus“ vor jedem Hause aus; meist sind sie von dem

„Fiedelmann“ und dem Trompeter oder auch von einem Harmonikazieher begleitet. Ist der Umzug beendet, dann kriechen die müden Zecher in die Federn, d. h. sie schlafen. Mancher Bursche schleicht noch erst zu seiner Herzliebsten unter das Kammerfenster; dort wird er von seinem Mädchen schon längst erwartet mit „Sehnsucht und mit Schmerzen“, wie das Volkslied sagt. Und nun folgt

„Wechselwort und Kuß,
Liebesüberfluß
Und des Wonnestammelns Raserei.“

Und wenn der Bursche davon schleicht, nach dem er Liebchens roten Mund geküßt, dann zuckt es wohl heiß in seinem Herzen auf und er flüstert beglückt: „Das war eine gar selige Stunde von den ersten des neuen Jahres“.

Am „Neujahrstage“ will das „Glückwünschen“ fast kein Ende nehmen. Die Glückwunschformel ist in Oberschlesien fast überall dieselbe. Sie lautet in den oberschlesischen Dörfern so:

Ich wünsch' ein glückseliges, freudenreiches, neues Jahr,
fried' und Einigkeit,
frische und Gesundheit,
Ein langes Leben
Und nach diesem eben
Ein glücksel'ges, ew'ges Leben!“

In manchen Orten lautet der Schluß der Wunschformel:

„Ich wünsch ein gesundes, langes Leben
Und einen tücht'gen Sack Geld daneben.“

Am Neujahrstage sagen die Kinder ihren Eltern gegenüber ein Gratulationsprüchlein, und die Dienstboten tragen ihren Herrschaften einen „Glückwunsch“ vor. Bettler oder die Dorfarmen ziehen von Haus zu Haus und wünschen „Neujahr“ und erhalten dafür eine Gabe. Auch musizierende Bettler stellen sich ein und singen oder fiedeln ihr Neujahrsliedlein.

Auf das „Neujahrsest“ folgt am sechsten Januar das „Fest der heiligen drei Könige“. Es bildet den Abschluß der „Zwölften“ und hat beim Volke seine besondere Bedeutung. Tags vorher wird an katholischen Orten in dem Dorfkirchlein vom Geistlichen die „Wasserweihe“ vorgenommen. Die Frauen, Mädchen und Kinder eilen mit wassergefüllten Krügen zur festgesetzten Stunde ins Gotteshaus und lassen dort das Wasser weihen; dann tragen sie dasselbe nach Hause und füllen davon die sogenannten „Spreng- oder Weihkesselchen“, welche nahe der Stubenthür an der Wand hängen . . .

Dem „Dreikönigstage“ widmet das Volk besondere Aufmerksamkeit. Nach dem Volksglauben ist er ein bevorzugter Tag des Glücks. Von ihm

heißt es: „Der Tag des sechsten Jänner ist glückbringend für alle diejenigen Leute, welche an einem Donnerstag oder Sonntag zur Welt gekommen sind. Das Paar, welches an diesem „absonderlichen“ Tage des Jahres Hochzeit macht, wird glücklich werden. Wer am Dreikönigstag badet, wird von aller Krankheit frei bleiben. Der „Dreikönigswind“ ist gar segensbringend, besonders, wenn er um Mitternacht weht. Das Wasser, das ihm ausgesetzt ist, wird in Wein verwandelt, so lange die zwölf Glockenschläge dauern. Die am „Dreikönigstage“ geborenen Kinder gehören im guten Sinne zu den „Gezeichneten“; auf sie geht alle Heiligkeit und aller Zauber über, sie sind gefeit gegen die „Geister der Bosheit in der Luft“, das Unglück kann ihnen nichts anhaben. Der Glaube an die magische Einwirkung der Dreikönige auf die Geburt und das spätere Schicksal des Menschen ist in Oberschlesiens Landbevölkerung ziemlich überall verbreitet. An vielen Orten besteht die Sitte, daß am „Dreikönigstage“ Kinder — je zu dreien — Umzug im Dorfe halten, indem sie als Könige des Morgenlandes gekleidet vor den Häusern der Dorfbewohner ihre Lieder, die auf die Dreikönige und auf die Bedeutung des Tages Bezug haben, singen. Besonders gekennzeichnet ist unter den kindlichen Königen der „Mohrenkönig“, dessen Gesicht gar berußt und bis zur Unkenntlichkeit schwarz bemalt ist. Die kleinen morgenländischen Majestäten erhalten von den Leuten, wo sie vorsprechen, entweder ein Geldstück oder sonst eine Gabe. Der eine „heilige Dreikönig“ — wie man auf dem Lande sagt — trägt, ganz entgegen seiner fürstlichen Würde, ein Körbchen für die erfungenen Geschenke. Gewöhnlich ist es der „Mohrenkönig“, dem man das Körbchen anhängt. Es gab früher auch Ortschaften, wo die jungen Burschen den „Königs-Umzug“ hielten. Dieser Gebrauch ist indeß mit der Zeit abgekommen. Besonders gedacht muß hier aber werden jenes Gebrauches in fast ganz Oberschlesien, der vorzugsweise bei der katholischen Bevölkerung herrschte, der aber doch meist einen mehr kirchlichen Charakter trug. Die Leute nennen diesen Gebrauch „das Neujahrgehen“. Was dies bedeutete und wie es ausgeführt wird und wurde, soll im folgenden gezeigt werden.

Ist im oberschlesischen Dorfkirchlein am „Dreikönigsfeste“ der Nachmittagsgottesdienst beendet, so behält der katholische Geistliche — nachdem er das „Pluviale“ oder den „Vespermantel“, wie man sagt, abgelegt — das „Rochet“ — den weißen, mit Spitzen versehenen Chorrock — an. In der „Sakristei“ versammeln sich nun der Küster, der Kantor und der eine oder andere von den im Dorfe angestellten jüngeren Lehrern. Vier, fünf Knaben, die sich ebenfalls einfänden und sich in rote und weiße Chorrocke kleiden, bilden den Knabenchor, indem sie Sopranisten oder Altisten abgeben. Meist sind auch die Ministranten gut geübte Singknaben. Der eine

Ministrant trägt den Sprengkessel mit dem Weihwasser, der zweite hat den Sprengwedel zum Besprengen der Wohnungen, der dritte trägt das Rauchfaß, der vierte das Schiffchen mit dem Weihrauch. Der eine der Sängers- Ministranten hat die Sammelbüchse; in dieser verwahrt er die Geldgeschenke für die Ministranten. Der Geistliche selbst hält in der Hand das messingne kleine Kreuz und im Gebetbuch trägt er eine Anzahl kleiner Bildchen, die er in jedem Hause, wo die „Einssegnung“ der Wohnungen stattfindet, an die kleineren Kinder der Familie verschenkt. Nachdem in der Sakristei die nötigen Vorbereitungen getroffen sind, begiebt man sich auf den Weg. Gewöhnlich ist der erste „Neujahrszug“ für die Honoratioren des Ortes bestimmt. Diese erhalten vorher einen Wink oder eine Ansage, und so sind sie für den würdigen Empfang des „Neujahrschors“ schon vorbereitet. Eine Klingel, die ein Ministrant schwingt, giebt das Zeichen von dem Nahen des Geistlichen und des ihn begleitenden Sängerschors. Ist der „Neujahrszug“ in Sicht, so entsteht Leben und Bewegung in dem Teile des Dorfes, wo der „Neujahrszug“ stattfindet. Öfter läuft einer der Ministranten voraus und meldet den Zug an. In dem Hause, das eingesegnet werden soll, ist der Flur gesäubert und das Zimmer, wo der Aktus vor sich geht, prangt in Schmuck und Reinlichkeit. Die Betten sind mit schneeweißen Decken überzogen und über den Tisch ist ein ebenfalls weißes Tuch gebreitet. Einige Kerzen stehen in der Mitte des Tisches und vor diesem, auf dem Fußboden, befindet sich die „Kitsche“ — ein kleines Bänkchen — auf die der Geistliche niederkniet, während er die üblichen Segens- und Bittgebete spricht. . . . Mit dem Gruße des Geistlichen tritt der Neujahrschor in die Stube, in welcher alle Familienglieder sich versammelt haben. Der Sängerschor — Küster, Lehrer, Singknaben — beginnt das Lied: „Ein Kind ist uns geboren“. Während des Gesanges tritt der Küster oder der Kantor an die Stubenthür und schreibt mit Kreide die Anfangs-Großbuchstaben der hl. Dreikönige. Mit Schnörkeln schön verziert prangen nun die Lateinbuchstaben C + M + B (Caspar und Melchior und Balthasar) an der Thür. Die Kreuzchen zwischen den drei Buchstaben dürfen niemals fehlen, sonst ist die Formel unvollständig. Das Volk weiß der Formel eine gar sinnige Deutung zu geben; es hat einen auf die Namen bezüglichen Vers; es spricht von dem Dreikönigssegne, der in den Worten steht:

„Caspar bringt Myrrhen, Melchior Weihrauch, Balthasar Gold
Wer die drei Namen dieser Könige bei sich trägt (an der
Thür), der wird durch Christi Gnade von der fallenden Sucht
befreit sein“ . . .

Ist das Neujahrslied gesungen, so spricht der Geistliche seine sinnigen Gebete. Er erbittet für Haus und Familie von Gott Frieden, Gesundheit,

Segen und Abwendung von Krankheit und Unglück. Nach dem Gebete besprengt er die Wände der Stube und reicht den Familiengliedern das Kreuz zum Kuß. Den kleinen Kindern schenkt er Bildchen; dafür zeigt sich der Hausvater erkenntlich, indem er dem „Sängerchor“ ein Geldgeschenk verabsolgt . . . Der „Neujahrsumgang“ beginnt da, wo er in der Neuzeit noch gehalten wird, meist am Dreikönigs-Nachmittage und wird fortgesetzt ungefähr 8—14 Tage, besonders in ausgedehnten, stark bevölkerten Ortschaften. Viele Gemeinden haben diesen „Neujahrsgang“ schon seit dreißig, vierzig Jahren nicht mehr abhalten lassen, und es dürfte in Oberschlesien bald die Zeit kommen, wo diese schöne, seit Jahrhunderten bestehende Sitte des „Neujahrsumzuges“ vollends ganz verschwunden sein wird . . . Wir kommen nun zum letzten Punkte unserer „Weihnachts- und Neujahrsbetrachtungen“, es ist der „Sterz- oder Ziehtag“ der Dienstboten. Auch dieser Tag — der zweite Januar — hat seine eigentümlichen Gebräuche, die für den Leser interessant sein dürften. An den Vortagen des „Sterztages“ kann man an den Dienstboten etwas bemerken, was man sonst das ganze Jahr nicht wahrgenommen hat. Sie zeigen Gehorsam und Arbeitswilligkeit, zwei Tugenden, die sonst nicht der Grundzug ihres oft recht obstinaten Charakters ausmachen; sie wollen sich in den letzten Tagen ihrer Dienstzeit bei der alten Herrschaft noch ein halbwegs gutes Zeugnis erwerben. Sie sind auf einmal in ihrem Naturell wie umgewandelt. Kommt nun der „Sterztag“ heran, so beginnt es in den Wirtschaften lebendig zu werden. Die „ziehenden Knechte und Mägde“ verrichten willig und schnell die ihnen noch obliegenden Arbeiten. Die Knechte haben ihren besten Rock oder Kittel angethan oder tragen eine saubere kurze Jacke von Tuch. Die Locken ihres Hauptes sind zierlich geringelt, rechts und links an den Schläfen stehen die pomadierten zwei „Schmachtlöckchen“ wie Hörnchen in die Höhe, das „Schnauzbärtchen“ ist gedreht und gekräuselt. Auf dem Kopfe sitzt etwas schief der Hut oder die Wintermütze — die ganze Physiognomie der Burschen ist keck und frisch . . . Zur bestimmten Stunde haben die „sterzenden“ Knechte und Mägde ihre Arbeit verrichtet; nun machen sie Feierabend. Sie verschwinden in ihren Kammern und Schlafstätten, wo sie ihre wenigen Habseligkeiten in einer Kade oder einem Schrank haben. Die Sachen werden gepackt und zum Abholen bereit gestellt. Wieder begeben sie sich in die Stube zur Herrschaft; jetzt erhalten sie Lohn und Dienstbuch. Im Dienstbuche steht ihr Fleiß und ihre Führung vermerkt.

Nun ist die Stunde zum „Sterzen“ herangerückt. Es wird vom Bauer den abziehenden Dienstboten ein „Scheidetrunk“ — „Abschiedstrunk“ — gereicht; gewöhnlich ist es Schnaps; auch die Mägde sprechen dem Tranke

tüchtig zu, und gar bald zeigt sich bei ihnen auch die Wirkung des geistigen Getränkes, denn sie werden „aufgelegt“ und fangen an zu „jauchzen“; diese Wonnelaute werden vom Landvolke mit dem Ausdruck „Krähen“ bezeichnet. Die abziehenden Pferdejungen, Kleinknechte oder Großknechte erhalten auch vom Bauer einige Zigarren zu ihrem Feiertage. Mittlerweile ist der Bretterwagen des neuen Dienstherrn angekommen, um die Sachen und Leute an den neuen Bestimmungsort abzuholen. Aber jetzt wird erst noch ein kleiner „Knipp“ (Trinkgelage) unter den Dienstboten selbst gemacht. Endlich fahren die „sterzenden“ Dienstboten in fidelster Stimmung mit Rufen, Schreien und Kreischen davon. Liegt Schnee, so fährt man auf „Kastenschlitten“.

Lustig knallt dann der Peitschenschlag, hell läuten die Schellen an den Pferdeköpfen und pfeilgeschwind saust der Schlitten über den Schnee dahin. Alle fünf bis zehn Minuten klingelt es auf der Dorfstraße, und oft kommt eine ganze Reihe Schlitten dahergejagt; es ist eben am „Sterztage“ ein fortwährendes „Zusterzen“ (Zuziehen) und „Absterzen“ (Wegziehen). Auch die neu gemieteten Dienstboten werden vom Bauer mit Essen und Trinken und die Knechte mit Zigarren „traktiert“. Den Tag über feiern die neuen Dienstboten noch; am Abend findet im Dorfkretscham ein „Sterztagsball“ statt, bei dem es gar ausgelassen lustig zugeht. Am andern Morgen stehen die Dienstboten gewöhnlich mit „schweren Köpfen“ auf und halten am Nachmittage desselben Tages noch eine kleine Nachfeier. So endet der vom Landvolk so sehr gepriesene Sterztage.

Gräfin Valeska Bethusy-Huc.

(Pseudonym: Moritz von Reichenbach.)

Von

Regina Weisser, Breslau.

„Willst den Dichter Du versteh'n
Mußt in Dichters Lande geh'n.“

Dieses Wort gilt noch mehr von den Dichterinnen, als von den Dichtern, da Frauen noch bei weitem tiefer in der Heimat wurzeln als Männer. In Oberschlesien stand die Wiege einer unserer trefflichsten und fruchtbarsten deutschen Romanschriftstellerinnen, in Oberschlesien lebt, wirkt und schafft sie. Man kann Gräfin Valeska Bethusy-Huc mit gutem Fug und Recht der Meisterin der Erzählungskunst, Marie von Ebner-Eschenbach, würdig zur Seite stellen. Gleich der älteren Schriftstellerin hat die jüngere die Adelskreise, in denen sie vorwiegend verkehrt, zum Schauplatz ihrer Erzählungen gewählt, aber gleich dieser weiß sie auch nicht minder sich in die Verhältnisse der Arbeiterschichten ihres engeren Vaterlandes, die sie besonders lebhaft interessieren, mit Liebe und Verständnis zu vertiefen. Ohne ihre Eigenart abzustreifen, strebt Gräfin Bethusy-Huc wie Frau von Ebner-Eschenbach Menschen und Charaktere lebensvoll und lebenswahr zu schildern, wie sie wirklich sind, nicht Idealgestalten den Lesern vorzuführen; sie versteht durch lebendige Handlung und schöne Sprache zu fesseln, ihre Werke bekunden feine Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis. Und nicht nur für die Helden und Heldinnen, sondern auch für die Nebenpersonen versteht sie die Leser zu erwärmen, so daß diese ihre Schicksale und Erlebnisse mit regster Anteilnahme begleiten. Diese Vorzüge gestalten ihre Romane zu wertvollen kulturhistorischen Zeitgemälden.

Auf dem Landsitze ihres Vaters, des Barons Kreiswitz, Kielbaschin, Kreis Rosenberg, Oberschlesien, erblickte Gräfin Valeska Bethusy-Huc am

5. Juni 1849 das Licht der Welt. Unter der fürsorglichen Obhut zärtlicher Eltern wuchs das begabte Kind fröhlich heran, genoß eine vorzügliche Erziehung und erhielt ihre Ausbildung teils in Sagan, teils in Berlin. Ihr poetisches Talent, die Lust zu fabulieren, regte sich frühzeitig, und besonders schrieb sie als heranwachsendes Mädchen viele Märchen; später erschien ihr diese Beschäftigung denn doch zu „kindisch“ und als Jungfrau widmete sie sich mit großem Fleiß und Eifer philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien. 1869 reichte sie dem Grafen Bethusy-Huc die Hand zum Lebensbunde und das Gut Deschowitz, Kreis Gogolin, Oberschlesien, wurde ihre neue Heimat. Obgleich auf der Höhe des Lebens stehend und in den oberen Kreisen verkehrend, hatte die junge Frau Gelegenheit, auch in andere Gesellschaftsschichten Einblicke zu erhalten, namentlich in die sozialen Verhältnisse der ober-schlesischen Arbeiter. Auf größeren Reisen erweiterte sich ihr Gesichtskreis, und der Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten war von anregendstem und förderndstem Einfluß auf ihre fernere Entwicklung. 1876 wurde die Schaffenslust aufs neue so mächtig in ihr, daß noch in demselben Jahre mehrere Novellen in kurzer Aufeinanderfolge erschienen.

Seitdem ist ein Vierteljahrhundert dahingerauscht und eine stattliche Reihe von Romanen und Novellen ist aus der Feder der rastlos fleißigen Schriftstellerin hervorgegangen, die sie, vermöge ihrer großen Vorzüge, zum Lieblinge der Lesewelt gemacht haben. Zu ihren besten Schöpfungen zählen: „Der Sohn des Flüchtlings“, „Die Eichhoffs“, „Durch“, „Die Schloßfrau von Dromnitz“, „Die Lazinskys“, „Seine Frau“, „Um die Ehre“, „Verwaiste Herzen“, „Frauen“, „Maud“, Novellen u. a. m. Ihre jüngst in Reclams Verlag erschienenen „Oberschlesischen Dorfgeschichten“ sind in Heft II der Zeitschrift „Oberschlesien“ S. 142 f. ausführlicher besprochen worden.

Glücklich als Gattin, Mutter und Großmutter, harmonisch in Wesen und Erscheinung, von großer persönlicher Liebenswürdigkeit und jugendfrischer Natürlichkeit, übt Gräfin Bethusy-Huc auf alle, die in ihre Nähe kommen, einen wahren Zauber aus und genießt die allgemeinste Verehrung. Auch ohne den Ruhm einer bedeutenden Schriftstellerin würde sie die Zierde ihres Kreises und ihres Geschlechtes sein. Möge ihr ungetrübt ihre Schaffensfreudigkeit noch lange erhalten bleiben und ihr schönes Talent noch viele ausgereifte Früchte zeitigen.

Mundartliche Gedichte.

Von

Carl Klings, Schöneberg-Berlin.

Der Goijunge.

„Bleib' eenzich do, bleib über Nacht, 's gihet schon uf Zwölfe zu!“ —
 „Ne, nee, ich muß, ich muß heut heem, is litt mer keene Ruh.“
 „Halt, weil de durch de Goi¹⁾ mußt gihn, sust wär ich ju nischet soan.“ —
 „Dan sitte Rede gleebe ich ne, ich looß mich ne verjoan.“

A gihet und deufet der Heemte zu, der Mond scheint ei der Hih,
 De Stuppelfelder dehn'n sich weit und sinkeln weiß wie Schnie,
 De alen Weiden stihn gepuht oam Wäge, Boom oan Boom,
 A prescht vurbei und treemt und denkt oan Weib und Kind und Kroom.

Ke Lüftel rührt sich. Wu a tritt, quortt leise blus der Sand,
 Und naberm huscht a Schoaten gro mit ihm oam Strooßenrand.
 Do plütze streeft ihm woas oans Uhr und schreit: Kiwitt, Kiwitt!
 Doch keene Eule is zu sahn, su weit ma hirt und sitt.

Woas woar doas? 's werd ihm worm und kald. Schon is de Goi zu sahn,
 De Beeme stihn wie Geister bleech ei Mondes Silberran.
 Und drunden glänzdert schon der Teich? Durt hoot a sich dertränkt. —
 Ehb a nu werflich kimmt — und mir sich uf a Puckel hängt?

A häld a Odem, — uf a Sinn stink wil a durch de Goi,
 Der irschte Schriet, — a lauscht und lurt, do schreits: Jehoi, Jehoi!
 Ein Teiche putterts, rauscht und pontschts, is schwimmt woas oan a Rand,
 Ein Loobe roaschelts: tapp, tapp, tapp! — is kimmt woas ruffgerannt.

Schweeßtruppen stihn ihm uf der Stirn, a machte gerne lang,
 De Beene aober, schwer wie Blei, gihn blußich Schneefengang.
 Wahrhostiger Goot: Der Junge kimmt, a springt zum Hulze raus.
 Tapp, tapp, tapp, tapp — oam Wäge lang! Nu hullt a wull schon aus? —

¹⁾ Die Goi ist ein Gehölz bei Gauers, Kreis Grottkau. — Goi stammt aus dem poln. gaj = der Hain und kommt als nähere Ortsbezeichnung häufig in Oberschlesien vor. So Goistraße in Benthen, Goiwäldchen bei Benthen u. Jivier.

Und wie de Windsbraut fliegt's ihm kald oam Puckel ei de Hih,
 Zwe Beene län sich üm senn Hols, — und nu: Heidi, Heidi!
 Der Reiter kriegt a Boart und zerrt und litt ihm keene Ruh,
 Unds Pfardel leest, woas loofen foan, und prescht der Heemte zu.

„De Thüre, flink de Thüre uf! Weib, Kinder, looßt mich nei!
 Der Junge is mer ufgehuckt, mit mir is wull vurbei.“
 Der Riegel knorrt, do fällt a üm — — —. Der Reiter macht sich furt,
 De Mutter flennt, de Kinder schrein, der Voater — hirt ke Wurt.

Der Alp.

„Ach, Mutterle, — mich drückt — der Alb,
 s leit uf — mer wie — a Centnerkolb.

„Kummt, Voater, halft — und reißt — ihn weg,
 Ich krieg' kenn Odem, — starb — vur Schreck.“ —

„Greif zu, Mariechen, hald ihn fest,
 Ehbs kneipt und froast, ehbs zwickt und beßt.“ —

Der Voater leucht't und springt avür,
 Do leit a schworzer Koatr uf ihr.

„Du bist der Alb, Schworzkoater du,
 Du läßt ihr keene Nacht ne Ruh?“

„Doas gleebe ich schon, doas wär ann' Lust,
 Sich ausbähn uf err Jurnfernbrust.

„Hint hooste 's letzte Mol geruht,
 A Hulzschreit har, ich schlo ihn tut.“ —

Wie doas der Koater hirt und sitt,
 Do boarnt und flennt a, woas a britt.

„Ach, schloot ihm nech a Kupp atzwe,
 A kimmt ju su wie su nech meh.“ —

„Dar sol oa ne, dar schworze Bar,
 flink, Mutter, flink 's Schoabmasser har!“ —

Und rietz-ratz, is der Boart geputzt,
Sein bede Uhrn ihm oabgestutzt.

Der Koater springt zum Euche naus. —
„Tu schlooft, ich bloos' de Funze aus.“

Der Murgen kimmt, der Tag vergiht,
Der Voater lurt und guckt und stiht.

„Wu heute blus der Tubber bleit?
Muß sahn gihn, woas eim Wäge leit.

„Woas kimmste denn ne spillen heut?
Du liggst schun? Bist wull ne gescheut?“

„Schwerleck, du hoost a Boart verlurn?
Mei Schreck, wu sein denn deine Uhrn?“ —

„Verzeih' mer, Tubber, gieb mer Ruh,
Du drückst mer bal' de Ogen zu —

„Und hilfst mich uf a Kerchhof troan, —
Do ward ich endlich Ruhe hoan.“

Beim Wofferweibel.

De Eiese giht eis Hulz, do sitzt ann' Hitsche uf 'em Ploan,
A rundes, quoatschefettes Ding, doas kaum no kroppeln koan.

De Eiese lacht: „Woas fällt dir 'n ei, du ale Dicke du?
Sol ich de Kindelmutter hulln? Ich dächt', 's wär' Zeit derzu.

„Tu mach und feder dich und siehch, doß d' ei dei Häusel kimmst!
Und wenn de teefen läßt, du, doß d' mich ja zur Poatin nimmst!“

Acht Tage druf kluppts oan de Wand: flink, Eiese, mach' dich schien,
De Sunntichkluft, de Scharfeschu, du mußt hint' Poaten stihn!

De Eiese weß nech, ehb se treemt, se weß nech, ehb se wacht,
De springt vum Bette, kled't sich oan und toapert ei de Nacht.

Ann' ale Mutter krummb und loahm, hintt stille vur ihr hien
Und zieht se mit eis feld und bleit erst oan der Baache stihn.

Durt schlät se mit 'err Rutte druf, do teelt sichs Woffer schund,
Und weiße Silberstufen gihn bis nunder uf a Grund.

De Ale schubbt de Liese vur, — die steigt wie toob und blind,
Do kimmt a Stübel, kimmt a Bett, de Hitsche und ihr Kind.

De Hitsche lacht, de Liese lacht, — nu sitt se 's sunnenfloar,
Doas dozumul de Hitsche halt a Wofferweibel woar. —

Und wie s' a Teeflich wiederbrenzt, do plingt se 's Weibel oan:
„Kumm, Töchterl, setz' dich ang zu mir, ich muß dir flink woas soan.

„'s is hübsch vo dir und gutt für dich, doß du dei Wurt ne broochst,
Is wär' dir schlimm dergangen sust, wull schlimmer wie de doochst.

„Tu fürcht' dich ne, du bist bei mir; woas druben platscht und schwimmt,
Doas is mei lieber Woffermoan, dar vo der Reese kimmt.

„Nim' flink a Basem ei de Hand und fehr de Stube aus,
Und looß ihn reden, woas a wil, und mach dir 'n Guguck draus.

„A Kehricht nimmt de mit aheem, nee, fro mich ne, warum?“ —
Do kimmt der ale Woffermoan: „Gevottern, schien willkumm!

„Gevottern lät a Basem hien und lott doas Auskehrn sein,
Die Arbt is gutt für ünse Moad, ihr seid derzu zu fein.“ —

Doas kizelt se vermoaledeit, doas trifft a richt'gen fleck,
Äng uben drüber kehrt se hien, nimmt blusich 's Gröbste weg.

A fleee paar Brinkel rofft se uf und wünscht ann „gude Nacht“,
Is Weibel schüttelt still a Koop, der Woffermoan, dar lacht. —

Tudmüde kimmt de Liese heem und puschart sich eis Nast,
Und schläft bis sich de Sunne frühs a wing mit ihr bespaßt.

Wie lange schläft doas Madel heut, de schmeißt sich har und hien,
Red't tälsches Zeug eim Troome laut, wie sol ma doas verstiehn?

De Sunne kizelt ihr de Hand, — do brummelt se und lacht:
„Du Rackerfliege, du, warum hufst mich schon ufgewacht?

„Woas finkelt mir denn oan der Hand? Doas finkelt ju wie Guld!
Ich hoa wull guldne Hanschken oan? — Ach ja, nu merk ich's wulld.

„Ich woar ju hinte Obend furt, weit, weit, a Storm und Ran — —
 Doß Kehrlichtzeug zu Gulde werd, is monchmol schun geschahn.

„Ach, Wofferweibel, hätt' ich doch dei Stübel reen gefehrt,
 Und üm da alen tückfchen Moan kenn Guguck mich gescheert!

„Ich könnte heut de Reichste sein weitaus ei Durf und Stoadt, —
 Su bien ich, woas ich woar und blei 's, — ann' tumme Pauermod.

Eine Sage aus Neustadts Vorgeschichte.

Ein Gottesgericht.

Von

Professor Scharnweber, Breslau.

Im Fürstentum Oppeln lag die kleine Stadt Prudnik an dem hier durch Vereinigung des Goldbaches mit der Braune entstehenden Flusse gleichen Namens; sie wurde durch diesen in zwei Hälften geteilt, die Wassersteige und das Burgfeld. Ihr Umfang war verhältnismäßig groß, da die meist hölzernen Häuser fast ausnahmslos von Gärten umgeben waren. Ihre Bewohner trieben außer der Bebauung ihrer Äcker zumeist die Weberei und waren teils Deutsche, teils Polen. Herrschte auch im allgemeinen ein mäßiger Wohlstand, so hatte doch ein energischer und zielbewußter Bürgerfenn nicht aufkommen können, teils wegen der verschiedenen Nationalität, teils wegen der vollständigen Abhängigkeit von dem fürstlichen Statthalter, der durch einen von ihm ernannten Stadtvogt die Gemeindeangelegenheiten verwalten ließ. Jene Abhängigkeit wurde noch drückender, als seit Boleslaw III. von Oppeln in dem ehemals den Templern gehörigen Schlosse Wogendrüssel nahe bei Prudnik Kastellane residierten, die als Stellvertreter des Statthalters das Regiment führten und sich je länger desto mehr die rücksichtsloseste Willkürherrschaft anmaßten.

Alle seine Vorgänger übertraf noch bei weitem an Unduldsamkeit und Härte Obieslaw von Chran, seit 1362 herzoglicher Schloßpfleger, der neben seinem eigenen selbstherrlichen Willen keine selbständige Meinung gelten ließ und den leiftesten Widerspruch gegen seine Wünsche oder Befehle mit der empörendsten Grausamkeit bestrafte. Die Bürger, zu schwach und zu zaghaft, sich aufzulehnen, fügten sich widerstandslos allen Anordnungen des Despoten, der Landleute als Bürger aufzunehmen verbot, die Wahlen der

städtischen Obrigkeiten hintertrieb, die Einwohner ohne Urteilspruch gefangen hielt und Handel und Wandel durch sein gesetzloses Eingreifen empfindlich schädigte.

Nur ein Mann hatte den Mut, den fortgesetzten Ungerechtigkeiten gegenüber für die Rechte der Unterdrückten einzutreten, dies war Daniel Sennert, einer der Obmänner. Sein Geschlecht stammte aus Ulm in Schwaben; stolz auf seine Herkunft aus der freien Reichsstadt, konnte er den knechtischen Sinn seiner Mitbürger nicht begreifen und forderte sie ganz offen dazu auf, sich über des Kastellans Ausschreitungen bei dem Statthalter zu beschweren.

Allein er predigte tauben Ohren. Die polnischen Bürger, allen voran der Stadtvogt Matthaeus Hildow, ein Geschöpf Obieslaws, waren nicht geneigt, mit den Deutschen im Bunde gegen ihren Landsmann vorzugehen, und diese allein wagten es nicht. Andererseits bekam der Schloßpfleger durch den verräterischen Stadtvogt jedesmal Nachricht, wenn Sennert dessen Verwaltungsmaßregeln getadelt hatte, und längst hätte er jene unerhörte Frechheit gebührend geahndet, hätte er nicht bei dem außerordentlichen Ansehen, das jener genoß, die Folgen eines gewaltthätigen Vorgehens in Erwägung gezogen, und hätte er nicht sicher gehofft, daß er seinen Gegner bei passender Gelegenheit mit einem Schein des Rechts in seine Hände bekommen und dann erbarmungslos vernichten würde. Die Handhabe hierzu sollte sich ihm nur zu bald bieten.

Ein zwischen dem Wolfsprung und den Niedermatten sich weithin erstreckendes Feld, Tieflehne genannt, war seit den Zeiten der Templer unbeanstandet von den Bürgern von Prudnik bebaut worden. Diese Ländereien nun erklärte der Kastellan als fürstliches Eigentum: aus dem Umstande, daß die Stadt sie seit unvordenklichen Zeiten besessen habe, lasse sich nach dem geltenden sächsischen Recht irgendwelche Berechtigung hierzu nicht herleiten, eine Urkunde aber, woraus sie sich ergebe, sei nicht vorhanden.

Zunächst suchte Daniel Sennert im Auftrage seiner Mitbürger eine gütliche Auseinandersetzung herbeizuführen, ohne indeß für seine Bemühungen bei dem Schloßpfleger irgendwelches Entgegenkommen zu finden. Daher stand er bald davon ab, zumal er den begründeten Verdacht hegte, daß die Schenkungsurkunde vom Stadtvogt auf Veranlassung von Obieslaw vernichtet sei; erinnerten sich doch einige ältere Bürger genau, sie einst im Stadtarchiv gesehen zu haben. Da nun Polen wie Deutsche durch die drohende Enteignung gleich schwer geschädigt wurden, fand sein unterschiedenes Vorgehen allgemeine Billigung; deshalb drang er auf genaue Einsicht in alle Urkunden, wie auf den Schiedspruch der Opperländer Schöppen.

Nunmehr hielt der Kastellan seine Zeit für gekommen. Auf einen lügnerischen Bericht des Stadtvogtes hin verklagte er den Verhafteten, seine Mitbürger zur Empörung gegen den Fürsten aufgestachelt zu haben. Infolge dessen ließ ihn der fürstliche Statthalter verhaften und gefesselt nach Oppeln schleppen, dort aber ohne gültigen Urteilspruch insgeheim enthaupten. Seine unglückliche Gattin wurde aller ihrer Habe beraubt und nebst ihrem vierzehnjährigen Sohn Elias des Landes verwiesen.

Dieses grausame Verfahren ließ auch die Mutigsten erbeben. Nunmehr konnte der Schloßpfleger nach seinem Belieben schalten und walten, ohne dem geringsten Widerstand zu begegnen. Wer nach der Vesperglocke einem andern sein Haus öffnete, wurde verhaftet; wer ohne seine Erlaubnis die Stadt verließ, durfte nie mehr dahin zurückkehren.

Inzwischen hatte die verzweifelte Witwe mit ihrem jugendlichen Leidensgenossen die Stadt verlassen und war bettelnd nach Westen zu gezogen. Nach furchtbaren körperlichen und seelischen Leiden, nach den schrecklichsten Entbehrungen, oft durch Krankheit zu unfreiwilliger Raft gezwungen, langten beide nach vielmonatlicher Wanderung in Ulm an und fanden hier herzliche Aufnahme bei Verwandten des Gemordeten. Allein schon nach wenigen Wochen nahm ein sanfter Tod die Schwergedrückte hinweg aus diesem Erdenleben; noch kurz vor ihrem Hinscheiden hatte sie ihren Sohn mit bewegten Worten der Obhut ihrer Wirte empfohlen, und feierlichst hatten diese ihr gelobt, an dem Verlassenen Elternstelle zu vertreten.

Doch nicht allzulange sollte der Knabe sich dieser Stütze erfreuen! Schon in wenigen Monaten hielt auf ihrem Wege durch Deutschland eine verheerende Seuche, der schwarze Tod genannt, auch in Ulm ihren unheilvollen Einzug, und Schrecken und Tod bezeichneten ihre Spuren. Unter den vielen Tausenden, die ihrem Wüten zum Opfer fielen, war auch das edle Paar, das selbstlos und treu das Versprechen gehalten hatte, das es in ernster Stunde gegeben, und jetzt erst stand Elias wahrhaft allein in der Welt!

Seine Verwandten hatten ihn zu einem tüchtigen Stellmacher in die Lehre gegeben. Bei diesem blieb er Jahre lang, bis er Ränzel und Wanderstab ergriff, um sich in anderen Städten und Ländern in der Ausübung seines Handwerks zu vervollkommen.

So waren zehn Jahre dahingegangen. Aus dem kleinen Knaben war ein wohlgestalteter junger Mann geworden, geschickt in seinem Berufe, dienstwillig und zuvorkommend gegen jedermann, daher auch an allen Orten und zu jeder Zeit gern gesehen und wohl gelitten. Die fürchterlichen Ereignisse, deren Zeuge er einst gewesen war, hatten den ihm angeborenen Frohsinn nicht dauernd zu verscheuchen vermocht. Doch es kamen Stunden,

wo ihn die Erinnerung an seine ihm so früh und so grausam entrissenen Eltern mächtig ergriff, besonders wenn ihm Sonntags oder am Feierabend das Gefühl des Alleinstehens schmerzlich zum Bewußtsein kam. In solchen Stunden tiefster Niedergeschlagenheit gedachte er wehmuthsvoll an seine glückliche Kindheit, und in ihm erwachte das sehnsüchtige Verlangen, die Stätte wiederzusehen, wo er geboren, und wo er, von zarter Elternliebe behütet, zum Knaben herangewachsen war. Dann holte er wohl das einzige Andenken, das seine Mutter aus besseren Tagen in die Verbannung herübergerettet und ihm vermacht hatte, hervor; es war dies ein Sammetbaret, reich mit goldenen Schnüren verziert, das einst sein Vater, wie er sich noch deutlich erinnern konnte, an feiertagen und bei besonders festlichen Gelegenheiten getragen hatte. Im Anschauen dieser Reliquie pflegte der Jüngling sich die näheren Umstände zurückzurufen, unter denen er jenes Zierstück bei seinem Vater bewundert hatte: lange dem Gedächtnis entschwundene Geschichten tauchten aus der Vergessenheit auf, und lebhaft wurde die Erinnerung an das elterliche Haus wieder wach, vor allem an den geräumigen Garten mit seinen hohen, schattigen Bäumen, den Tummelplatz seiner kindlichen Spiele, sodann aber auch an den nahen Wald, den er so manches Mal an der Hand seines Vaters durchquert hatte.

Immer häufiger wurden jene schmerzlich süßen Stunden, in denen er sich in die Kindheit zurückversetzt wähnte, und immer nachhaltiger die Eindrücke, die sie hinterließen, bis endlich der Entschluß in ihm reifte, in seine Heimat zurückzukehren.

Obwohl er wohl kaum eine Entdeckung zu befürchten hatte, war er doch vorsichtig genug, mit einem Reisegefährten die Papiere zu tauschen, und so zog er, seinem Dialekt nach ein unverfälschter Schwabe, unter fremdem Namen und von niemand erkannt in seine Vaterstadt ein.

Auch hier gewann Elias durch sein bescheidenes, verbindliches Wesen Freunde genug; dazu kam noch, daß seine Kunstgeschicklichkeit allgemeine Anerkennung fand; bald konnte er die Menge der Aufträge kaum noch ausführen; auch Obieslaw wurde auf ihn aufmerksam gemacht, und er zog ihn in seine ausschließlichen Dienste. Damit war natürlich auch Wohnung und Kost innerhalb der Schloßräume verbunden.

Schon Monate lang hatte hier, fast unter den Augen des Mörders seines Vaters, der junge Mann gearbeitet. War auch sein Heimweh gestillt, so drückte ihn doch die traurige Notwendigkeit, sich nicht offen als Sohn des einst so geachteten Obmannes zeigen und sich keinem seiner ehemaligen Spielgefährten und Kameraden entdecken zu dürfen. Vor allem aber litt er unsäglich unter dem demütigenden Bewußtsein, bei dem Todfeinde seiner Familie in Diensten zu stehen und ihm sein Unterkommen zu

verdanken. Allein wie hätte er es wagen können, jener ihm zugekommenen Weisung zu trotzen!

So saß er eines Sonntags in trüben Gedanken allein in seiner Kammer. Das Sammetbarett seines Vaters hatte er vor sich auf dem Tische liegen und betrachtete es, den Kopf auf beide Arme gestützt.

Da trat unvermuthet ein polnischer Knecht seines Herrn in sein Zimmer. Schnell sucht Elias das verräterische Erbstück zu verbergen. Doch es ist zu spät; der andere hat es bereits gesehen. Seine ängstliche Miene deutet auf ein schlechtes Gewissen, und erfreut darüber, dem verhassten Schwaben einen schlimmen Streich spielen zu können, meldet der Pole seine Beobachtungen dem Kastellan.

Dieser befiehlt Elias vor sich und heißt ihn den verdächtigen Gegenstand mitbringen. Sorgfältig nimmt er das Barett in Augenschein und forscht in barschem Tone den Handwerker aus, wie er in dessen Besitz gelangt sei.

Verlegen gestammelte Beteuerungen seiner Unschuld — denn konnte er die Wahrheit zugeben? — vermögen begreiflicherweise den argwöhnischen Despoten nicht zu überzeugen, und dieser läßt ihn in das Gefängnis abführen. Wie um ihn zu verhöhnern, hatte er sein Haupt mit dem Barett bedeckt.

Kaum hatte der Jüngling seinen Peiniger verlassen, so wurde dieser von heftigen Brustkrämpfen befallen; seine lauten Klagerufe riefen die Dienerschaft herbei; doch ehe ihm noch Hilfe gebracht werden konnte, wand sich sein ganzer Körper in konvulsivischen Zuckungen, sein Gesicht färbte sich bläulich-schwarz, Blut drang aus Nase, Mund und Ohren, und nach wenigen Minuten war der Bösewicht eine Leiche.

Mit unglaublicher Schnelligkeit pflanzte sich die Seuche fort. Zunächst wurden die Angehörigen und die Dienerschaft des Schlosses von ihr ergriffen und niemand blieb verschont. Dann suchte sie die Stadt heim; kein Haus, keine Familie entging ihrem Wüthen; bald vermochten die Totengräber die Gestorbenen nicht mehr zu begraben und ließen die Leichen in den Häusern oder auf den Straßen liegen. Die Gefängnisse wurden geöffnet, und so wurde auch Elias wieder frei.

Wohl war auch er bei dem Anblick der Schreckensscenen mächtig ergriffen; doch schon einmal hatte er solche fürchterliche Zeiten durchlebt; deshalb bemächtigte sich seiner nicht, gleich den andern, grauses Entsetzen, so daß er thatenlos die Hände in den Schoß gelegt und den Ereignissen ihren ungestörten Lauf gelassen hätte, sondern sofort bereit, in ihrer höchsten Not seiner Vaterstadt zu Hilfe zu kommen, meldete er sich zu dem schweren und überaus gefahrvollen Amte eines Totengräbers. Zur schnelleren

Bergung der Leichen höhle er mit Unterstützung einiger Bürger eine mächtige Öffnung aus am Fuße eines nahen Berges, heut Kapellenberg genannt. Hier barg er mit den wenigen Genossen, die noch am Leben waren, die immer zahlreicher werdenden Opfer der Pest, schließlich auch jene selbst, während er selbst, wie einst in Ulm, verschont blieb.

Endlich hatte er auch den letzten Bewohner der Stadt zur Ruhe gebettet; ledig seiner übernommenen Pflichten, bezog er eine Strohhütte unweit des Kapellenberges und bewachte die üppig sprossenden Saaten für die wenigen Bürger, die rechtzeitig sich durch die Flucht gerettet hatten.

So waren fast zwei Monate verflossen, und die goldenen Ähren harrten der Schnitter. Diese, von Not getrieben, stellten sich auch bald ein: es waren die Geflüchteten. Entsetzt erfaßte sie, als sie die Stadt der Toten erblickten. Doch einer nach dem andern kehrte in die Heimat zurück, und alles beeilte sich, die in diesem Jahre besonders reiche Ernte einzuschaffen. Zwar schien die Pest erloschen; doch keiner wagte, in seine alte Wohnung zu ziehen, sondern das Beispiel des jungen Stellmachers fand allgemeine Nachahmung: in der Nähe ihrer Felder kampierten die Bürger in flüchtig hergestellten Strohhütten.

Nach beendigter Ernte wurde einhellig der Beschluß gefaßt, die alte Stadt niederzubrennen und an ihrer Stelle eine neue zu erbauen. Diese erhielt deshalb den Namen: „Neustadt“.

Die Mauern der Zwingburg wurden mit herzoglicher Erlaubnis geschleift; hoch über den Pestgräbern ward eine Kapelle errichtet zu Ehren der Gottesmutter; dort sollte ein Eremit beten für das Seelenheil der Verstorbenen.

Elias hatte inzwischen seinen Namen und seine Herkunft offenbart; er wurde ohne Schwierigkeiten als Sohn des hochverdienten ehemaligen Obmanns anerkannt und gelangte in der schnell aufblühenden neuen Stadt zu Ehren und Würden. Der Prozeß gegen seinen Vater wurde auf Herzog Wladislaws Befehl im Jahre 1376 revidiert und seine Verurteilung für gesetzwidrig erklärt.

Chronik.

1. **Dezember.** Eröffnung der neuen städtischen Krankenhausbauten in Ratibor. Der Plan wurde im Jahre 1893 von Stadtbaurat Kumpf entworfen. Für den Entwurf wurde die Grundform nach dem kombinierten Korridor- und Pavillonssystem gewählt. 1895/96 wurde das Hauptgebäude aufgeführt. In den Jahren 1901/02 wurde die Anstalt nach dem Entwurf von 1893 ausgebaut. Die Gesamtkosten der Krankenhausanlage betragen 487 000 Mark.
4. **Dezember.** Eröffnung der neuen städtischen Volksküche in Oppeln.
5. **Dezember.** Der Kaiser, der sich seit Ende November in Oberschlesien als Jagdgast einiger dortiger Magnaten aufgehalten hat, begiebt sich nach Breslau.
5. **Dezember.** Die Stadtverordnetenversammlung in Ratibor beschließt, mit Rücksicht auf die durch die Eingemeindung der Vororte Altendorf und Proschowitz eingetretene räumliche Erweiterung der Stadt, einen dritten Armenarzt mit einem Jahresgehalt von 500 Mark anzustellen.
6. **Dezember.** Die Zeitungen melden: Dem Zweigverein Grottkau des Vaterländischen Frauenvereins hat der Zentralverein in Berlin zur ersten Einrichtung von vier Gemeindepflegestationen im hiesigen Kreise den Betrag von 1200 Mark bewilligt. Die durch Marienschwestern zu leitenden Pflegestationen sollen in Herzogwalde, Hennemersdorf, Kühschmalz und Kammig errichtet werden. Drei Viertel der laufenden Unterhaltungskosten der Schwestern trägt die Landesversicherungsanstalt in Breslau.
6. **Dezember.** Ein in Gleiwitz veranstaltetes Wohlthätigkeitskonzert, dessen Erträgnis zur Weihnachtseinbescherung für verschämte Arme der Stadt Gleiwitz bestimmt war, ergibt einen Reinertrag von über 600 Mark.
13. **Dezember.** Auf Einladung des Vorsitzenden des Kuratoriums des Oberschlesischen Volkstheaters, Ersten Bürgermeisters Stolle in Königshütte, findet daselbst im Magistrats-Sitzungs- und Saale eine Besprechung der Interessenten des Theaters statt. An derselben nahmen auch Regierungspräsident Holz, Oberregierungsrat Jürgensen, Regierungsrat Dr. Küster aus Oppeln und als Vertreter des Oberpräsidenten Regierungsrat Schimmelpfennig teil. Das Ergebnis der zweistündigen Verhandlung ist, daß das Bestehen des Oberschlesischen Volkstheaters auch für den Winter 1903/04 gesichert bleibt. Sämtliche anwesenden Interessenten erneuerten ihren Beitritt für die kommende Spielperiode.
- 16.—19. **Dezember.** Bergarbeiterausstand auf der Gräflisch-Schaffgotsch'schen Hohenzollergrube in Schomberg bei Bentzen. Der Ausstand begann Dienstag früh, indem sich bei der Frühschicht siebenzig Schlepper und Häuer weigerten einzufahren. Die Zahl der Ausständigen stieg dann weiter bis auf 750 Mann einschließlich der Belegschaft auf Gemanderjschacht. Die Gesamtbelegschaft zählt 1600 Mann. Den

Arbeitern wurden einige Zugeständnisse gemacht: a) Wegfall der Übersichten, b) zeitigere Ausfahrt, c) Erhöhung der Freikohlenbezüge um 15 bis 20 Centner im Jahre, d) größere Nachsicht in der Gewährung der 10 Prozent Prämie, e) Bildung einer Arbeitervertretung durch Vertrauensmänner, Berücksichtigung der Beschwerden über etwaige unwürdige Behandlung der Arbeiter durch die Betriebsbeamten.

21. **Dezember.** Die Vier Millionen-Anleihe, welche von der Stadt Beuthen bei der Provinzial-Hilfskasse der Provinz Schlesien aufgenommen werden sollte, ist von dieser bewilligt worden. Die Anleihe wird gegeben in $3\frac{1}{2}$ prozentigen Provinzial-Hilfskassen-Obligationen und wird verzinst mit $3\frac{29}{40}$ % und amortisiert mit $1\frac{1}{4}$ % zuzüglich der durch die fortschreitende Tilgung ersparten Zinsen. Von dieser Anleihe sollen verwendet werden: zur Ausführung von Hochbauten 1 133 504,49 Mk. (steuerfreie Niederlage nebst Anbau 119 909,65 Mk., Schulbau in Friedenshütte 95 097,84 Mk., Realschule nebst Turnhalle 565 000 Mk., 32klassige Elementarschule 260 000 Mk., neues Waisenhaus 95 500 Mk.), zur Anlage von Lagerplätzen 512 334,20 Mk., für Grundstückserwerb 383 139,17 Mk. (Kaiser-Kohn'sche Häuser „Ritterburg“ 92 094,57 Mk., fürstbischöfliches Knabenkonwikt 170 994,60 Mk., ehemaliges Kreis-Verwaltungshaus 120 100 Mk.), für Erwerb von Liegenschaften 319 596,76 Mk. (Krahl'sche Erben, Paniowerfeld 61 237,76 Mk., Witwe Agnes Macionga, Paniowerfeld 75 533,60 Mk., Simon Galuschka 100 119,40 Mk., Oberschleßische Holz-Industrie-Aktien-Gesellschaft 82 806 Mk.), für die Kanalisation 1 450 000 Mk., zur Bildung eines Grunderwerbsfonds 192 000 Mk. und für Kosten der Anleihe 11 422,38 Mk., so daß über den gesamten Betrag der Anleihe disponiert ist. („Beuthener Zeitung.“)
30. **Dezember.** Der Magistrat von Königshütte beschließt die Errichtung einer Markthalle. Die Kosten sind auf 640 000 Mk. veranschlagt.

